Ph. Pr.
492.

Ph. Pr. 492

Ofendanken

Philos. Ethica. Scr. varia. 1834.

R

Gedanken
über
verschiedene
Gegenstände
des
menschlichen Lebens.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Dresden,
verlegts Johann Samuel Gerlach. 1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Timoleon.

Timophanes, des grosen Timoleons Bruder, hatte durch seine vorzügliche Tapferkeit sich das Vertrauen der Corinther erworben. Man machte ihn zum Befehlshaber über ein kleines Heer in Sold genommener Ausländer. Aber Timophanes, der schon lange herrschsüchtige Absichten gehegt hatte, misbrauchte diesen Zuwachs seiner Macht dazu, daß er mit Hülfe der Ausländer seine Landsleute unterjochte. Sein besser gesinnter Bruder fühlte das Schändliche dieser That in seinem ganzen Umfange. Er liebte sein Vaterland, und haßte die Tyranney. Es entflammte in ihm ein edler Unwille, dieses in der Sclaverey, und jene ungerochen zu sehn. — Aber der Tyrann war sein Bruder — sein Unwille sank in einem empfindlichen Schmerz zurück. Er wendete alles an, um seinen Bruder zu bewegen, daß er das ungerechte Diadem wieder ablegen möchte; aber umsonst. Je-

nem lag das Diadem näher am Herzen, als Ehre, Billigkeit und Rechtschaffenheit.

Jeder andre, als sein Bruder, hätte seine Vorstellungen nicht ungestraft zurück weisen dürfen. Alles für sein Vaterland zu thun, war nach Timoleons Grundsätzen die erste der Pflichten. Mit Freuden würde er einem jeden andern den Dolch ins Herz gestoßen haben, aber für diesen sprachen die Rechte des Blutes. In seiner Seele entstand ein heftiger Kampf: endlich siegte die Liebe zum Vaterlande. Durchdrungen von bittrer Wehmuth faßte er den Entschluß, seinen Bruder dem Staate aufzuopfern, und diesen Entschluß theilte er noch zweyen seiner Freunde mit. Sie stiegen an dem festgesetzten Tage in den Pallast des Tyrannen. Erst versuchten sie noch einmal durch Bitten, Flehen und Vorstellungen ihn zu gewinnen: aber der Tyrann verlachte sie; und da sie heftiger in ihn drangen, ward er aufgebracht. Nunmehr war es nicht mehr möglich, ihn zu retten: Sie zogen ihre Dolche. Timoleon trat zurück, verhüllte sein Haupt vor dem blutigen Auftritt, und weinte. Sein Bruder sank unter den wiederholten Stichen seiner Mörder zur Erde, und sein Blut ströhmte zu ihren Füssen.

Das Volk empfieng den Timoleon mit lautem Beyfall als seinen Erretter. Ueberall ward sein Nahme erhoben, alles war voll Enthusiasmus für ihn. Indessen wurde sein Ruhm von dem vornehmern Theil des Volkes beneidet. Oeffentlich zwar vereinigten sie

sich

sich mit den übrigen zu seinem Lobe, aber ingeheim suchten sie das, was er gethan hatte, auf einer sehr verhaßten Seite vorzustellen. Timoleon erfuhr die nachtheiligen Urtheile, welche man über ihn fällte, und ward bestürzt. Er fieng nun an sich selbst anzuklagen. Aber als seine Mutter Flüche und Verwünschungen über ihn ausstieß, und ihm, da er, sie zu besänftigen, zu ihr kam, die Thüre verschloß, da verlies ihn seine Standhaftigkeit vollends ganz. Eine finstre Melancholie bemächtigte sich seiner Seele. Er entsagte seinem Vaterlande, seinen Freunden, seinen Gütern, und floh in die Einsamkeit. Fest entschlossen, keinen Menschen mehr zu sehen, brachte er seine Tage unter traurigen Klagen hin, und verfluchte tausendmal den Tag, an welchem er zum Mörder seines Bruders worden war, und die Freunde, die ihm ihren Arm dazu geliehen hatten. Müde endlich, länger zu leben, entschloß er sich, sein Leben durch Hunger zu endigen, und nur mit groser Mühe konnten seine Freunde, die davon Nachricht bekamen, ihn von seinem Vorsatze zurück bringen.

Doch blieb noch lange ein gewisser Hang zur Traurigkeit bey ihm zurück, und er würde vielleicht nie wieder zur Gesellschaft der Menschen zurück gekehrt seyn, wenn nicht nach zwanzig Jahren endlich ein Bürger von Corinth den glücklichen Einfall gehabt hätte, ihn in dem Kriege wider den Tyrannen von Sicilien zum Feldherrn vorzuschlagen.

So unglücklich kann auch der beste Mann werden, wenn er sich zu einem übereilten Schritte hinreissen läßt, den hernach sein Gewissen verdammen muß. Man sieht die Folgen nicht vorher, welche ihn begleiten können; Folgen, die uns vielleicht in der Zukunft auf ewig um unsre Ruhe bringen, und das durch die Geschichte eines Augenblicks.

Ueber den Ehrgeitz an Polidor.

Ob der Ehrgeitz bey einem Schriftsteller erlaubt sey, dies ist eine Frage, die sich nicht sogleich beantworten läßt. Gewis ist es, daß ohne Ehrgeitz kein groses Genie gebohren wird, es sey nun, daß das Genie die Ursache des Ehrgeitzes, oder der Ehrgeitz die Ursache des Genies ist. — Ich glaube lieber das erstere. Genie ist, so wie ich mir die Sache vorstelle, in seiner Anlage nichts anders, als ein gewisses Maas von Lebhaftigkeit des Geistes. Hier siehst du schon in dem Kinde die Anlage zu einem Jünglinge, zu einem Manne, dessen Einbildungskraft die Gröse eines angesehenen Schriftstellers in lebhafte und glänzende Bilder einkleiden kann, der, indem er sich in diese Lage denkt, mit unglaublicher Geschwindigkeit jenes: digito monstrari, & dicier, hic est! jene Verbeugungen, jene Einräumung des obersten Platzes, jene Neugierde der Frem-

Fremden, ihn kennen zu lernen, jenen Eifer junger Autoren, sich nach ihm zu bilden, und tausend andre schmeichelhafte Vorstellungen um sich her versammlet, und in dieses Gemälde seines Ruhmes sterblich verliebt wird. Diese Lebhaftigkeit des Geistes, sobald sie durch die ersten Vorstellungen dieser Art aus der Asche hervor geblasen worden ist, und Nahrung bekommen hat, erhält den Geist beständig in einer unruhigen Thätigkeit, und entwickelt so, weit frühzeitiger, als man es von Kindern gewohnt ist, seine Talente. Die Einbildungskraft, die zugleich von dem Ehrgeitz und von dem Genie die Mutter ist, sammlet immer neuen Zunder für beide. Der Knabe bemerkt mit bewundernswürdiger Aufmerksamkeit die Wege, auf welchen grose Schriftsteller zu dem Ziele gelangt sind, nach welchem er strebt, und alle die Wissenschaften, die jenen dazu behülflich gewesen sind, umfaßt er mit zuvorkommender Lehrbegierde. Bey Kindern dieses Feuer auslöschen wollen, würde Verbrechen gegen die Menschheit und gegen den Staat seyn. Ich weis auch nicht einmal, ob man es würde auslöschen können. Nimm dem Knaben alle Bücher aus den Händen, predige ihm unaufhörlich, daß es besser sey, sich von Handarbeit nähren, als sein Leben und seine Gesundheit unter den Büchern begraben: du wirst dadurch weiter nichts ausrichten, als daß er seine Bücher vor dir verbirgt, und statt des Tages die Stunden der Nacht zu seinem Studieren widmet. Dies beweiset die Erfahrung.

Es ist auch an und für sich der Ehrgeitz unschuldig; warum sollte ich nicht Ruhm und Ehre, so gut als Reichthum und andre Güter wünschen, und mit Vergnügen genießen dürfen? Der Ehrgeitz vereinigt sich auch nicht immer mit dem Stolz. Virgil war ehrgeitzig genug, um mit einem Homer zu wetteifern, und dennoch wurde er nicht stolz, als die Iliade über ihre Nebenbuhlerin eifersüchtig ward. Schon das Vergnügen über die wohlgelungene Arbeit, schon das Gefühl des Schönen, des Grosen, des Erhabenen darinnen, das uns mit Wollust überströhmt, wenn wir unsre Arbeit wieder durchlesen, und das bey eignen Arbeiten weit lebhafter ist, als bey fremden, schon dieses Gefühl, sage ich, befriedigt unsren Ehrgeitz zur Hälfte. *

„Der Ehrgeitz in der Composition ist allezeit Tu„gend," sagt Young. Erhitze ihn also immer, wenn du schreibst; es wird dir um desto besser gelingen, je mehr dein Geist von dieser Flamme glüht. Schreiben, wenn man ganz kalt ist, und eben so gern die Feder niederlegen, als ansetzen würde, heißt für die Krämerladen und Würzbuden schreiben. Aber erhitze deinen Ehrgeitz ja nicht durch die Vorstellung von äuserlichen Ehrenbezeugungen: schreibe ja nicht, um von einigen Personen eine tiefere Verbeugung zu erhalten: dies entadelt den Ehrgeitz, und verwandelt ihn in Thorheit.

* Vis me tenet ipsa sacrorum
Et carmen demens carmine laesus amo. Ovid.

heit. Diesem Ehrgeitz ist es gleichgültig, ob du durch gestohlne Schönheiten, und durch andre Kunstgriffe; oder ob du durch wahre Verdienste ihm Befriedigung verschaffst. Nein! erhitze deinen Ehrgeitz vielmehr durch die Schönheit in den Werken der besten Schriftsteller unsrer und der verflossenen Zeitalter. Es erwache in dir eine edle Eifersucht! Vergieße Thränen, wie Thucydides, als er in der Versammlung der Griechen den Herodotus hörte, tritt mit diesen grosen Männern in die Schranken, und wage es, ihnen den Preis streitig zu machen. So wirst du nie an der Erde schweben; erreichst du auch ihren Schwung nicht, so wirst du doch die mittelmäsigen Schriftsteller hinter dir zurück lassen: du wirst wenigstens die nächste Stufe nach der ersteigen, die du ersteigen wolltest.

Aber wache auch über diesen Ehrgeitz; er kann leicht eine gefährliche Leidenschaft werden, wenn er sich selbst überlassen ist. Es sind Kohlen, die, wenn man vorsichtig damit umgeht, uns eine angenehme Wärme gewähren, aber, wenn man unvorsichtig Zunder darauf fallen läßt, lodern sie zu einer fürchterlichen Flamme auf, und verzehren Ruhe, Gesundheit, und jedes Glück des Lebens.

Lösche daher jenes Feuer wieder aus, wenn du es nicht mehr brauchst, laß die Flügel wieder sinken, und lenke den Geist zu ernsthaftern Gegenständen zurück.

Dem Ehrgeitz folgt immer der Stolz in der Nähe. Die Eigenliebe sucht uns zu bereden, daß das, was

aus unsrer Feder geflossen ist, vortreflich sey, und des Beifalls der Kenner würdig. Und wir glauben ihr das sehr leicht, was wir sehr eifrig wünschen. Nimm dich ja vor diesem Selbstbetrug in Acht. Rechne allezeit, wenn du deine eignen Arbeiten beurtheilst, etwas auf deine Eigenliebe, und glaube, daß sie nur halb so viel werth sind, als sie dir zu seyn scheinen. Diese Eigenliebe wird manchmal noch durch übereilte Lobsprüche andrer, die nicht Kenner genug sind, um dich richtig zu beurtheilen, unterstützt. Wenn man nun seinen Ehrgeiz nicht in seiner Gewalt hat, so ist es unvermeidlich, daß wir uns durch solche Lobsprüche einnehmen lassen, und der scharfsichtige Weise wird dadurch ein leichtgläubiger Thor. Wie erniedrigend ist es aber nicht, wenn nach einiger Zeit ein Kenner uns das, was wir schon völlig als unser Eigenthum ansehen, abspricht, und den unbesonnenen Autor von seiner stolzen Höhe herab wirft? oder wenn wir durch Arbeiten, die wir mit zu grosem Vertrauen auf unsre Kräfte unternahmen, zuletzt der ganzen Welt unsre Schwäche verrathen?

— — — Equus —
Peccat ad extremum ridendus & ilia ducit.

So ist schon mancher, eben da er den Gipfel des Ruhms zu ersteigen hofte, zur tiefsten Schande herab gestürzt, und ein allgemeines Hohngelächter begleitete ihn in seinem Fall.

Der

Der Ehrgeitz raubt uns auch unsre ganze Ruhe, wenn er heftig wird. Unsre Ruhe kennt keinen gefährlichern Feind, als diesen. Andre Leidenschaften schaden ihr zwar auch; aber diese schlafen doch zuweilen, und lassen den umhergetriebenen Geist gleichsam wieder Athem schöpfen: der Ehrgeitz hingegen schläft nie; er verfolgt die Seele mit unaufhörlichen Stichen. Verliere dich unter das Geräusche der Welt: er wird dich da wieder finden: verschlies dich in dein einsames Zimmer: er wird dich da überschleichen. Versammle ernsthafte Betrachtungen wie eine Wache um dich her: er wird mitten unter ihnen erscheinen. Und selbst die Ueberlegungen, mit denen du ihn bekämpfen willst, werden wie treulose Verräther zu ihm übergehn. Ein neuer Gedanke, ein scharfsinniger Einfall, der dir aufstößt, da du die Gründe zur Demuth verfolgst, wird dich, gleich jenen goldenen Aepfeln des Hippomenes, * dein Ziel vergessen lehren. Illi ipsi philosophi, etiam in illis libellis, quos de contemnenda gloria scribunt, nomen suum inscribunt: in eo ipso in quo praedicationem, nobilitatemque despiciunt, praedicari se ac nominari volunt.

Der Stolz weis sich in tausend Gestalten in unser Herz einzuschleichen, und oft ist selbst die Einbildung, daß wir ihn abgelegt haben, Stolz. Da Diogenes beym Plato einen schönen Mantel fand, trat er triumm-

* die er der Atalanta in den Weg warf, als er mit ihr um die Wette lief.

umphirend mit den Füssen darauf: Ich trete den Stolz des Plato mit Füssen, sagte er; Ja, antwortete Plato, aber mit noch grösserem Stolze.

Du wirst wenig Ruhe genießen, wenn du dir Ruhm erworben hast, und noch weniger, wenn du ihn verfehlest, oder wieder verlierst. Besitzest du ihn, so wirst du dir nicht genug zu besitzen scheinen. Es giebt immer noch Stufen zu ersteigen, wenn man auch noch so hoch gestiegen ist, und so lange noch Stufen zu ersteigen sind, wirst du nie stehen bleiben wollen. Du fürchtest, dein Ruhm möchte veralten, du wirst daher die Aufmerksamkeit von neuem auf dich ziehn, und deinen Nahmen noch einmal in der Welt herum reisen sehen wollen. Deine vorigen Arbeiten wurden gelobt: du willst nun der Welt zeigen, daß du ihr noch schönere schenken kannst. Das kostet noch grösere Anstrengung, noch mehrere schlaflose Nächte. Die Gesundheit leidet darunter: der Körper erinnert dich nachdrücklich an seine Rechte. Aber diese Erinnerungen werden nicht geachtet. — Sollte ich eine Arbeit aufgeben, zu der ich einen so schönen Anfang gemacht habe? Sollte ich für den Fleis, den ich daran gewendet, und für die Gesundheit, die ich ihr aufgeopfert habe, keinen andern Lohn als diesen bekommen, daß ich zuletzt ganz in Vergessenheit sinke, und meine schönsten Hofnungen wie ein Traum verschwinden? Nein! ich muß mein Ziel verfolgen! Sterbe ich, so sterbe ich doch nicht ohne Trost! Die Welt wird meinen frühen

Tod bedauren, und mancher lesende Jüngling wird vielleicht bey meinem Grabhügel stille stehen, und meinem Andenken eine stille Thräne weihn!

Siehst du, das Gift schmeckt süsse, womit der Ehrgeitz uns tödtet — ja, ja, tödtet! Wenn du nur wüßtest, wie sehr besonders solche Arbeiten, wobey die Einbildungskraft sich erhitzt, (und da ist gemeiniglich der Ehrgeitz mit im Spiele,) den Körper angreifen und entkräften. Oft steigt da der Affekt zu einem Grade, dem er sonst kaum bey einem wirklichen Gegenstande erreicht, und die Erschütterung, die dabey die Nerven leiden, steht mit ihrer Ursache in einem sehr ungleichen Verhältnis. Schauspieler sind schon oft, fortgerissen durch den Affekt, den sie selbst herbey gerufen hatten, auf der Stelle zu Boden gestürzt. Wo der Affekt nicht so tobend wird, ist auch freylich seine Würkung schwächer: aber doch immer noch sichtbar genug.

Und wie bekannt ist nicht die Verwüstung, welche der unmäsige Ehrgeitz in unsern Herzen anrichtet. Er schiebt uns alle die Gegenstände aus dem Gesichte, die unsrer Aufmerksamkeit weit würdiger sind, als Ruhm und Ehre. Gottes Beifall, ein gutes Gewissen, Hofnung der Unsterblichkeit, das sind Dinge, um die sich der Ehrgeitzige wenig bekümmert. Er hat auch nicht Zeit, ernstlich darüber nachzudenken, und ihren Werth kennen zu lernen. Die Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig lassen, fordert sein Ruhm; es wäre zu viel verlangt, wenn er sie zwischen seine Lieblingsgeschäfte

und diese magern Betrachtungen theilen sollte. Zu diesen ist es alsdenn noch Zeit genug, wenn sein Geist durch das Alter stumpf geworden ist. — O Polidor! ehe müssest du Zeitlebens unbekannt bleiben, ehe müssen deine glücklichen Talente ganz verrosten, ehe du auf dem Pfade des Ruhms dich in solche Labyrinthe verirrst! Denke einmal, wie unglücklich so ein Mensch ist, der ohne Gott in der Welt lebt, dessen einziges Bestreben, dessen einziger Gedanke Ruhm ist, und der, wenn er den größten Theil des Lebens darauf gewandt hat, dieses Glück zu erjagen, kaum einige Jahre den Genuß davon erlebt; oft seinen Ruhm überleben muß, und von seinem nagenden Verdruß bis ins Grab begleitet wird! Seine Zeit, seine Kräfte, seine Gesundheit sind verlohren, und die Früchte seiner Bemühungen sind unter seinen Händen verschwunden. Er sieht andre neben sich reiche Erndten des Ruhmes einsammlen, und die seinige ist verdorben! Für jüngere Schriftsteller steigen unzerstöhrbare Denkmäler empor, und die seinigen liegen zertrümmert! Er will sich an ihnen rächen, und suchet ihren Ruhm zu schmälern; aber sein Tadel wird verlacht. Siehe, wie der elende Greis mit sich und der Welt unzufrieden, seinen siechen Körper in eine wüste Einsamkeit vergräbt, wie er, gequält von seiner Ehrbegierde, sich hervor thun will, und doch nicht mehr kann! Die Trostgründe der Religion empfindet er nicht. Ehedem hatte er sie verachtet; jetzt, da er sie gern aufnehmen würde, rächen

sie

sie sich an ihm: Der Tod ist nicht das Ende seiner Pein; denn jenseit des Grabes ist noch weniger Ruhm zu erndten, als hier. Dort gilt nur Güte des Herzens, und Rechtschaffenheit des Wandels: dort sind Witz und Beredsamkeit und gelehrter Scharfsinn unbrauchbare Münzen; dort ist ohne Unterschied jeder Lasterhafte ein Thor, und jeder Tugendhafte ein Weiser. Und in diese Welt tritt ein Mann, der nicht leben kann, ohne allen vorgezogen, ohne von allen bemerkt, gelobt und verehrt zu werden. Und er findet, daß auch der Niedrigste da noch grösser ist, als er: daß kein vernünftiges Wesen ihn achtet, und die Besten ihn etwa noch bedauren. Hier denke ich mir ihn, wie er einsam, verachtet, in traurige Finsternisse eingeschlossen, mit bittrer Wehmuth an seine vorige Grösse denkt, und vor Schaam vergehen möchte. — O Polidor! welch ein melancholisches Gemälde!

Der Ehrgeitz ist der nächste Schritt zum Stolze, und der Stolz zur Lieblosigkeit. Stolz lehrt andre verachten, die die Vorzüge entbehren müssen, welche wir zu besitzen glauben. Dieser Fehler ist nur allzugemein; man findet ihn unter allen Ständen. Der Gelehrte ist stolz auf seine Kenntnisse, und verachtet die höhern Stände, weil sein Gedächtnis reicher ist, als ihres. Diese verachten wieder den Gelehrten und die dürftigern Stände, weil ihre Titul länger, und ihre Kleider kostbarer sind, als jener ihre. Aber der, welcher seinen Stolz auf

seine

seine Talente gründet, ist mehr als andre dieser Versuchung ausgesetzt. Je feiner sein Geschmack ist, desto eigensinniger und strenger ist sein Auge und sein Ohr. Er vergißt, daß er von den geringern Fähigkeiten andrer nicht das erwarten darf, was die seinigen leisten, und überläßt sich blos dem widrigen Eindruck, den ein Verbrechen wider den Geschmack auf ihn macht. Ein Wort, ein Ton, eine Miene ist oft hinreichend, ihm einen Menschen verächtlich zu machen, der weiter keinen Fehler hat, als den, daß er Kleinigkeiten nicht für Sachen von Wichtigkeit ansieht. Wie gefährlich, wie unangenehm ist nicht der Umgang mit solchen Personen! Oft, wenn wir uns ihnen recht gefällig machen wollen, * und ihnen aus gutem Herzen die freundschaftlichsten Sachen sagen, die wichtigsten Dienste erweisen, setzt uns ihr höhnisches Lächeln, ihre zweydeutige Miene, ihr Kaltsinn auf einmal in Verwirrung. Vergebens sinnen wir nach, worinnen wir es versehen haben könnten, weil wir gut genug sind, zu glauben, daß nur Fehler des Herzens solche zuvorkommende Höflichkeiten verhaßt machen können.

Ich

* Cicero schreibt einmal an den Trebatius: Cn. Octavius an Cn. *Cornelius quidam*, tuus familiaris, *summo genere natus*, *terrae filius*, is me, quia scit tuum familiarem esse, crebro ad cœnam invitat; adhuc non potuit perducere. Und in einem andern Briefe an den Trebatius erzählt er ihm, er habe dem Oktavius auf seine wiederholten Einladungen einmal die Antwort gegeben: Orote, quis tu es?

Ich kann nicht anders als mit Unwillen an solche Menschen denken, denen die größten Zierden der Menschheit, Herablassung, Nachsicht und nachgebende Gefälligkeit ganz fremd sind, die alle Bande der menschlichen Gesellschaft trennen, und wo sie sich unter uns mischen, Heiterkeit, Scherz und Vertraulichkeit durch ihren giftigen Hauch tödten. Wie? müssen denn alle Menschen einen so feinen Geschmack haben, als sie, diese stolzen Thoren? soll denn aus der menschlichen Gesellschaft ein Theater werden, wo Miene, Ton und Stellung sorgfältig ausstudiert seyn müssen, und man nicht anders auftreten kann, als im feyerlichen Pompe? wo man nichts thut, als die Rolle hersagen, die Eigensinn und Mode uns aufgegeben haben? Hat ungezwungene Munterkeit, Offenherzigkeit und treuherzige Güte nicht auch etwas Angenehmes und Reizendes? oder ist die Natur nur schön, wenn sie sich nach unsern Regeln hat bequemen müssen, und in den Fesseln geht, die wir ihr angelegt haben? Ich will hierdurch gar nicht den Gesetzen der Höflichkeit den Krieg ankündigen. Ich will vielmehr die Gesetze der wahren Höflichkeit unterstützen; wahre Höflichkeit gründet sich auf Menschenliebe: sie kann also nicht mit Verachtung andrer bestehen; Verachtung andrer ist Unhöflichkeit. — *

Wie

* Es besuchte mich einmal, schreibt die Frau von Sevigne, ein Präsident, nebst seiner Frauen Sohne, einem Menschen

Wie oft misbraucht nicht auch dieser eigensinnige Stolz die Satyre, die eigentlich nur für die Laster bestimmt ist, gegen Fehler des Geschmacks? Könnte das schwärzeste Laster wohl schärfer gezüchtigt werden, als die mislungenen Gedichte eines Pradon unter den Händen des Boileau, oder die steifen Manieren der Provinzialen unter den Händen eines Moliere? Welch ein grausamer Witz! Ists möglich, daß man darinnen einen Ruhm suchen kann, daß man einen Unschuldigen recht geschickt zu mishandeln weiß? Fluch dir, Polidor, wenn du jemals deine Feder entweihst, um einen deiner Brüder dem Gelächter der Welt blos zu stellen! Diese menschenfeindliche Härte pflanzet sich auf tausende fort, weil sie ihr Gift unter der Miene des Lachens verbirgt. Du wirst der Verführer ganzer Nationen werden, wenn du unglücklich genug bist, von Nationen gelesen zu werden, und deine Schuld ist desto gröser, je glücklicher

dein

schen von zwanzig Jahren, den ich ohne Ausnahme für die artigste und angenehmste Figur hielt, die ich jemals gesehen hatte. Ich sagte zu ihm, daß ich ihn seit 5. oder 6. Jahren nicht gesehen hätte, und daß ich mich wunderte, wie man in kurzer Zeit so wachsen könnte. Hierauf fährt aus diesen artigen Gesichtgen eine erschreckliche Stimme heraus, die mir mit einer lächerlichen Art unter die Nase sagt: Unkraut wächst allezeit. Wie er aussahe! gehörnt kam er mir vor! und hätte er mich mit einer Keule auf den Kopf geschlagen, er hätte mir nicht weher thun können. — Wie gefällt dir dieser Zug?

dein Witz ist. Wie mancher wird einst wünschen, lieber der beschimpfte Gegenstand der Satyre gewesen zu seyn, als der triumphirende Verfasser!

Der Ehrgeitz flößt uns auch Neid und Bitterkeit ein, gegen die, welche uns gleich kommen, oder übertreffen. Siehst du, auf so vielfache Art bestreitet er die Menschenliebe! Der Ehrgeitzige will ganz allein, oder doch wenigstens mehr als andre geehrt seyn. Er glaubt keinen Ruhm zu besitzen, wenn er ihn mit jemand theilen soll; auf gleichen Ruhm mit ihm Anspruch machen, ist in seinen Augen ein Verbrechen, und ihn gar übertreffen, ist eine Todsünde. Jeder, den das Urtheil des Publikums zu seinem Nebenbuhler macht, wird sein Feind, und fürchterlich ist die Wuth, mit welcher er über ihn herfällt. Das verflossene Zeitalter hat traurige Beispiele davon geliefert, und wenn das jetzige davon leer ist, so haben wir es blos der scharfen Züchtigung zu danken, welche dergleichen Gefechte betroffen hat. Aber der verborgene Groll ist dadurch nicht verbannt worden, der tief im Herzen des Ehrgeitzigen sitzet, und nur auf eine glückliche Gelegenheit wartet, um seinen Nebenbuhler aus seinem Hinterhalte zu überfallen. Daher kommen seine boshaften Urtheile, daher seine tückischen Verleumdungen und tausend andre Kunstgriffe, die er wider seinen Nebenbuhler aufbietet. Ach! oft schon hat der zügellose Ehrgeitz eines boshaften Schriftstellers Männern, die die gerechtern Nachkommen nie ohne Ehrfurcht nennen,

ihren Ruhm mit räuberischen Händen entrissen, und sogar ihre Tugend und Rechtschaffenheit angetastet! Oft schon hat er dem verleumdeten Frommen Thränen und stille Seufzer entpreßt, oft schon ihn in einen nagenden Gram versenkt, der ihn der Welt zu frühzeitig entriß, und Nationen haben hernach seinen Verlust bedauret, der das Werk dieser unseeligen Leidenschaft war! Ja sie ist eine Pest für die Erde, wenn sie keine Schranken hat, und das fürchterlichste Gift für den, in dessen Busen sie brennt. Sie rottet jeden Keim der Tugend aus, den Natur oder Religion hinein gepflanzt hatten. So wichtig, mein Polidor, so nothwendig ist es, über diese Leidenschaft zu wachen! Lege sie an Fesseln, oder sie zerreisset dein Eingeweide, und verwandelt dich in einen Rasenden, den man selbst an Fesseln legen muß. Ich will dazu noch einige Mittel vorschlagen, die du sehr sorgfältig gebrauchen mußt. Ehrgeitz ist eine Leidenschaft, die nicht ohne Mühe und anhaltenden Ernst bezähmt werden kann.

Denke oft an die Kürze dieses Lebens. Wie viel Zeit kostet es nicht, sich Ruhm und Ansehen zu erwerben? Fast das ganze Leben verstreicht unter diesen Bemühungen, und wenn wir erreicht haben, was wir wünschten, sind uns nur noch einige Jahre übrig. Verdient nun wohl ein Glück, das wir so wenig genießen können, die wichtigste Angelegenheit unsers Herzens zu seyn? Und wie geschwinde eilen nicht die wenigen Jahre des Genusses vorüber?

Tru-

Truditur dies die,
Nouaeque pergunt interire lunae!

Unter mancherley Arbeiten, und Sorgen, und Zerstreuungen verstreichen Tage, Monate, Jahre, und wir bemerken es nicht. Schnell reißt uns der schnelle Strohm der Zeit zu unserm Grabe hin, und wir haben kaum noch Zeit, uns zu besinnen, daß wir nun dahin kommen,

Quò pius Aeneas, quo Tullus dives & Ancus.

Und ach! nicht die Flüchtigkeit der Zeit allein ist es, die uns mit einem unvermutheten Tode überrascht; tausend, tausend plötzliche Zufälle lauren täglich auf unsern Othem! Es braucht nur eine plötzliche Erkältung, nur ein Wort, oder ein Lachen beym Verschlücken der Speise, nur einen unvorsichtigen Sprung, nur eine zu starke Spannung der Muskeln, nur eine heftige Erschütterung der Nerven durch Zorn, Schrecken, oder Freude, nur ein — doch wie kann ich sie alle nennen, diese Zufälle, die unserm Leben schnell oder langsam ein Ende machen können? Denke darüber nach, Polidor, und sage mir denn, ob nicht der Werth eines so kurzen und ungewissen Glückes dadurch unendlich verliert?

Suche dir auch den Beifall Gottes und dein künftiges Glück recht wichtig zu machen. Was hilft uns alles Glück der Erde ohne diesen? Ist wohl dauerhafte Zufriedenheit möglich ohne das Bewußtseyn, daß man dem gefalle, von dem wir mit allen unsern Schicksalen abhängen? Der Beifall der Menschen kann uns

einen wollüstigen Kützel gewähren; aber die stille Heiterkeit, welche ein ruhiges Gewissen über unser ganzes Leben verbreitet, ist unendlich mehr werth; sie ist anhaltend, sie ist keinem Wechsel unterworfen. Leiden und Unglücksfälle können zwar diesen sanften Strohm trüben, aber er nimmt bald seine natürliche Farbe wieder an, und selbst die Thränen des Gerechten fließen sanft, und mit einer Art von Wollust. Das innere Zeugnis von unserm Werthe, und die Gewisheit des göttlichen Beifalls, läßt keinen Schmerz zu einer brausenden Hitze aufwallen, und bringt in unsere Seele mehr Gleichförmigkeit bey den verschiedenen Abwechselungen unsrer Schicksale. Wie kann dem Gerechten sein Leiden zu schwer werden, da es von einem Gott kommt, der ihn liebt, und der sein Wohl dadurch befördern will? von einem Gott, der sein Ohr nicht verschließt, wenn er um die Erleichterung, oder um das Ende seines Leidens fleht, von einem Gott, der da hilft, und von der Nacht des Kummers wieder errettet, von einem Gott, der noch andre Welten hat, wo er ihn zu nie versiegenden Quellen von Freuden führen wird. Ja diese ewigen Quellen der Freude sind dem gewis, der des göttlichen Beifalls versichert ist. O Polidor, wie sehr steigt dadurch nicht der Werth desselben! Das können dir Könige und Fürsten nicht geben, was du von deinem gütigen Schöpfer erwarten darfst. Thronen können sie dir anbieten, Königreiche können sie dir schenken, wenn sie wollen,

aber

aber keine Seeligkeit! Könige und Monarchen sind nur Bettler, und ihre glänzendste Pracht ist nur ein desto stärkerer Beweis von ihrer Armuth. Nur Gott kann Güter gewähren, welche nicht aus allen Reichen der Natur zusammen gebettelt worden sind, und tausend Hände zu ihrer Erhaltung um Hülfe ansprechen; Güter, die er uns aus den Schätzen unsres eignen Herzens hervor suchen lehrt. Und wie versüßt nicht der Gedanke, Gott liebt mich! alle unsere Freuden! Sie werden dadurch Geschenke eines geliebten Vaters, und Beweise seiner zärtlichen Aufmerksamkeit. Wir genießen sie mit Dank, und genießen sie doppelt. Von Gott geliebt, können wir sicher auch auf die Achtung der Welt rechnen. Witz, Scharfsinn und Gelehrsamkeit kann uns nur einen ungewissen Beifall verschaffen; tausend Gefahren drohen ihm, und er überlebt uns selten: aber Tugend und Rechtschaffenheit bleiben stets in ihrem Werthe, und das Urtheil darüber ist unveränderlich. Schätzen uns auch wenige, so schätzen sie uns dafür desto länger. So sehr wichtig, so sehr unsres eifrigsten Strebens werth ist das Glück des göttlichen Beifalls. Aber hier kommt es nicht auf Vorzüge des Verstandes an. In Gottes Augen giebt dir das nicht den geringsten Werth, daß du vortreflich schreibst, oder ausgebreitete Kenntnisse besitzest. Hier heißt nur Tugend Verdienst, nur Güte des Herzens Vorzug. Du siehst also, worauf deine Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet seyn muß; Strebe nach Ruhm,

und suche dich durch Verdienste empor zu heben: aber vergiß auch nicht, daß du bey diesem allen noch nichts hast, so lange dir Gott und die Hofnung des Künftigen fehlet.

Suche dich immer mehr zu einer ernsthaften Denkungsart zu gewöhnen, und alle Dinge für das anzusehn, was sie wirklich sind. Entkleide sie von ihrem blendenden Scheine; halte niemand deswegen für gros, weil er dem Fürsten zur Seite sitzt, bewundre niemand, der nicht ein gutes Herz zeigt; laß Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, wenn sie auch niemand bemerken will. Suche keine Ehre darinnen, an die Tafel eines Monarchen geruffen zu werden, wenn der Monarch kein vernünftiger Mann ist. Halte nicht alles für Lobspruch, was man dir ins Gesicht sagt, und traue selbst dem Urtheile des Verständigen nicht allemal ganz. Lerne diejenigen bedauren, die, um berühmt zu werden, fragen, welche Art von Schriften Mode, welcher Ton der herrschende ist; die dem Unverstande und Eigensinne schmeicheln, um sie zu ihren Lobrednern zu erkaufen, und vortreflich zu schreiben glauben, wenn sie einem Haufen Thoren gefallen.

Fliehe Schmeichler wie Gift. Du kannst sie leicht entfernen, wenn du sie merken läßt, daß du ihre Kunstgriffe einsiehst. Unverständige Lobredner bezahle mit Kälte; sie werden die Lust verlieren, dir Geschenke zu machen, für die sie keinen Dank erhalten. Es giebt aber auch eine feine Art zu schmeicheln, und diese ist

vor-

vorzüglich gefährlich. Grobe Schmeicheleien sind in den Augen eines jeden, der nur etwas vernünftig denkt, feine Beleidigungen; aber wenige haben Gewalt genug über sich, um dem süssen Eindruck zu wehren, den feinere Schmeicheleien auf uns machen; es sind Buhlerinnen, die uns nicht gerade zu in die Arme laufen, sondern uns nur den halben Weg entgegen kommen. Wir müssen unsern Witz ein wenig anstrengen, wir müssen erst den Schleier aufheben, um unser Lob zu entdecken, und diese Arbeit macht es uns erst schätzbar. Mancher, der ein Lob verachten kann, das ihm geschenkt wird, ergiebt sich dem ohne Widerstand, das ihm verkauft wird. Noch gefährlicher werden solche Schmeichelein dadurch, daß sie gemeiniglich ein unbestimmtes Lob enthalten. Sie liegen oft in wenigen, oder auch in einem einzigen Worte, und wir haben die Freiheit, daraus so viel für uns zu nehmen, als wir wollen. Welch ein verführerischer Kunstgrif, uns selbst die Grenzen bestimmen zu lassen, an welche unsere Verdienste reichen sollen? Solche Schmeicheleien kann man selten gut zurück weisen, und es ist schwer, im Allgemeinen zu bestimmen, was für ein Verhalten dabey beobachtet werden muß. Nimm sie mit Behutsamkeit an, wehre ihren Eindrücken, und suche sie aus deinem Gedächtnisse zu verbannen. Wache auch über deine Einbildungskraft. Sie ist immer geschäftig, immer bereit, dich mit lachenden Bildern von Ruhm und Ehre zu unterhalten.

Sie läßt dich in ihren Träumen alles das ohne die geringsten Kosten genießen, was die grösten Schriftsteller aller Jahrhunderte kaum durch unzählige einsam verwachte Nächte erkaufen konnten. Ueberlaß dich dieser Wollust nicht, sondern reisse dich mit männlichem Muthe los, und suche dich zu zerstreuen. Mit Gründen darfst du nicht gegen diese Träume zu Felde ziehn: ihre verführenden Reize nehmen deinen Muth gefangen, und die Waffen entsinken deinen Händen. Oder sie locken dich unvermerkt mitten aus deinen Betrachtungen heraus, und führen dich in ihre Labyrinthe zurück. Bekämpfe deine Einbildungskraft durch anstrengende Arbeit. Fliehe die Einsamkeit, wenn deine Lebensgeister erhitzt sind, und dein Busen, erfüllt von Fröhlichkeit, stärker klopft; da ist die Macht der Einbildungskraft am gefährlichsten. Aber bey ruhiger Kälte stelle ernsthafte Ueberlegungen an. Entfalte deine Fähigkeiten, deine Talente, deine Kenntnisse: prüfe sie, wäge sie ab. Urtheile scharf, übersieh keine Schwäche, keinen Mangel; vergrösere das Gute nicht, das du hast. Hast du Kenner zu Freunden, so nimm ihr Urtheil zu Hülfe; bitte sie darum, und messe ihre Freundschaft nach der Strenge ihrer Urtheile. Bezeuge ihnen dafür aufrichtige Dankbarkeit, und murre ja nicht, wenn ihr Tadel dich schmerzt. Du bist unglücklich, wenn sie ihn zurück halten. Muntre sie vielmehr auf, damit fortzufahren, und glaube nicht, daß du fehlerfrey bist, wenn

du

du ihnen deine Fehler verbirgst. Was ihrer Scharfsichtigkeit abgeht, das müsse dir die Aufmerksamkeit deiner Feinde ersetzen. Sammle sorgfältig alle ihre Urtheile: Es ist dies zugleich das beste Mittel, sie zum Stillschweigen zu bringen, wenn du sie recht zu nutzen weist. Du wirst freilich dadurch ziemlich tief von der Höhe herab sinken, auf welche dich deine Einbildungskraft erhoben hatte: aber freue dich darüber: du bist von einem unglücklichen Irrthum befreit worden, du bist um einen grosen Schritt weiter in der Weisheit gekommen, und jene unverschämte Schmeichlerin in deinem Herzen schweigt beschämt nun stille. Du wirst künftig mistrauischer gegen sie seyn, und von ihren Vorstellungen nur die Hälfte glauben. Um dir die Erkenntniß deiner Schwächen noch mehr zu erleichtern, vergleiche dich mit jenen Schriftstellern, deren Ruhm ganz Europa erfüllte, die Könige sich glücklich schätzten, bey sich zu haben, und um deren Besitz Nationen sich stritten. Lies ihre Schriften, bewundre ihren Geist, werde von ihren Schönheiten entzückt, und wenn du es bist, denn denke an dich zurück. Welch eine Kluft wirst du zwischen dir und ihnen finden! du wirst dich schämen, mit ihnen auf gleichen Ruhm Anspruch gemacht zu haben, und ihre beleidigte Gröse um Verzeihung bitten.

Bedenke überdies noch, wie viel du Kenntnisse entbehren mußt. Uebersieh nur einmal das weitläuftige Gebiete der Wissenschaften. Messe den kleinen Strich,

den du durchreiset bist, gegen das unermeßliche Feld, das dir noch übrig ist, wo überall nützliche Kenntnisse einzuerndten sind, und oft noch weit schätzbare, als die, welche du gesammlet hast. Du studiertest die alten Schriftsteller, bildetest durch sie deinen Geschmack, und entwickeltest deinen Verstand: aber siehe, wie viel weiter andre darinnen gekommen sind. Sie hatten sich durch rauhe ungebahnte Wege durcharbeiten müssen, um zu dem Ziele zu kommen, das du verfolgst: du hast einen leichten und ebenen Weg gehen können, und bist noch weit hinter ihnen. Hier liegt ein Feld, das zu seiner Bearbeitung viel Scharfsinn: dort eines, das viel Gedult erfordert; Hier ist ein treues Gedächtniß: dort forschender Tiefsinn nöthig: hier braucht man feurigen Muth: dort kühle Gelassenheit. Wenn dir dieses fehlt, so liegt ein grosser Theil der Wissenschaften vor dir verschlossen. Nach dieser Vergleichung darfst du auf das wenige, das dir noch übrig bleibt, wahrhaftig nicht stolz seyn. Wenn es auch noch Aermere giebt, als du bist, so ist doch in Vergleichung mit dem Ganzen dein Vorzug beinahe nicht merklich. Und wenn es nur darauf ankommt, ob es noch einige giebt, die uns nachstehen, so hat ein jeder eben so viel Recht, stolz zu seyn, als du: Setze den Menschen auf welche Stufe du willst, er steht immer in der Mitte, und hat eben so viel Ursache stolz zu seyn, als sich zu schämen.

Trost des Christen im Leiden.

Nie zeigt sich der Unterschied zwischen dem Lasterhaften und Tugendhaften deutlicher, als in den Stunden, wo uns die ganze Welt um uns her in Trauer gekleidet erscheint, wo jeder Funke von Freude und Vergnügen erloschen ist, und die Traurigkeit ganz allein Meisterin von unsern Ideen wird. Es ist uns sehr natürlich, daß wir da nach unserm Grabe hinblicken, denn wir sind gewohnt, dieses als die Scheidewand zwischen uns und der Welt anzusehn, mit der uns das Schicksal entzweyt hat. Der Tugendhafte und der Lasterhafte wünschen beyde durch den Tod von ihrem Elend befreyt zu werden; aber wie verschieden ist der Blick, mit welchen sie ihn betrachten! Der Fromme fühlt bey diesem Gedanken neues Leben. Mitten aus dem Schooße der Traurigkeit enthüllen sich ihm Freuden, aus der dickſten Nacht bricht ein helles Licht hervor. Wenn der Christ im Geiste alle die mannigfaltigen Szenen des Lebens durchwandelt, und überall Kummer und Elend, nur immer in veränderter Gestalt wieder findet; oder vielmehr alles in Kummer und Elend verwandelt, weil er es mit einem kranken Auge ansieht: so kommt er endlich mit seinen Gedanken auf einen Punkt, wo er stehen bleiben muß. Hier scheidet sich Zeit und Ewigkeit von einander. Eines Schauspiels müde, das ihn so sehr mit der Welt unzufrieden machte, eilt er, sich an die Grenzen derselben

ben zu versetzen. Hier bleibt sein Blick, wie von einer unsichtbaren Kraft gefesselt, hängen. Vorher war er melancholisch: jetzt wird er ernsthaft. Vorher klagte, vorher weinte er: jetzt denkt er nach. — Es ist wahr, der Anblick des menschlichen Elendes ist weit aussehend: das Gebiete des Schmerzens ist gros: aber der Weg, der den Wandrer durch dasselbe zu seiner Bestimmung führt, ist kurz. Von allen den traurigen Szenen, die ich mit meinen Blicken durchirrt habe, treffen die wenigsten auf meinen Weg: ein jeder geht durch seine eigne Reihe von Leiden hindurch. Und wenn nur einmal der saure Weg zurück gelegt seyn wird, wie glücklich bin ich denn! Noch weis ich meine Bestimmung nicht ganz: aber so gewis ein Gott im Himmel ist, kann sie nicht traurig seyn! Ich steige ohne Grauen in die Nacht des Grabes hinab! mein künftiges Schicksal — so dunkel auch die Wolke ist, die noch davor schwebt — macht mir nicht bange. Der Spruch des Ewigen, das Zeugnis meines Gewissens, dies sind die Waffen, mit denen ich den Finsternissen einer unbekannten Reise trotze, dies ist das Licht, wodurch ich meinen Weg erleuchte.

So denkt der Tugendhafte: aber der Lasterhafte fühlt in seinen Leiden bey dem Gedanken des Todes keine Erleichterung. — Es kann seyn, daß in ihm noch vielleicht einige Hofnung glimmt, daß er sich eines gewissen Grades der künftigen Glückseeligkeit nicht ganz unwürdig glaubt: Aber was ist dies für eine

Hofnung? Irrthum und Vorurtheile erzeugten sie; sie glimmt dunkel, und droht alle Augenblicke zu verlöschen. Der Elende bemüht sich aus allen Kräften, sie zu unterhalten, und dabey quälen ihn Ungewisheit, und Zweifel und die Abwechselungen von Furcht und Hofnung eben so sehr, als den ganz hofnungslosen Bösewicht seine Verzweiflung. — Alle seine Ideen borgen ihre Farbe von der Traurigkeit, die in seiner Seele herrscht; auch der Gedanke des Todes erscheint jetzt melancholischer, als zuvor. Der Schmerz preßt zwar auch ihm den Wunsch aus, zu sterben: aber wie finster, wie trübe, wie ängstlich steht dieser Wunsch aus! — Sterben! Hinüber wallen in die Ewigkeit! — Was ist Ewigkeit? was habe ich da zu hoffen? was habe ich zu fürchten? wie werde ich da leben? werde ich mich freuen können? und worüber? Meinen Körper lasse ich zurück: mein Gold, mein Schmuck, meine Güter lasse ich zurück: meine Gesellschaften, meine Vergnügungen lasse ich zurück: meine Würde, mein Ansehen, meine grosen Entwürfe lässe ich zurück. — Nichts, ach! nichts bleibt mir übrig! einsam, nackend und leer trete ich über die Schwelle der Ewigkeit! Dies sind also meine Aussichten? so todt, so wüste, so freudenleer? — vor Gott erscheinen, den ich scheue! unter Geistern, vor denen ich schaudere! O warum mußte ich doch gebohren werden! Wo soll ich mich hinwenden, um Trost zu finden? Hier Elend, und Thränen, und Angst, und dort nichts bessers! — Wehe mir! Wehe mir! O daß

ich

ich mich vernichten könnte! — Gott, wie schwer ist dein Arm! Dein Opfer muß ich werden! wehe mir!

Diese Verzweifelung ist nichts seltnes bey Lasterhaften in den Augenblicken, wo die Last der Leiden sie sehr heftig drücken. Wie elend muß aber nicht ein Mensch seyn, der, durch das Gefühl seines gegenwärtigen Unglücks schon gequält genug, noch mit der Flucht vor einem zukünftigen kämpfen muß!

Von der Beherrschung der sinnlichen Begierden.

An Cleanth.

Es ist nun Zeit, mein Cleanth, einmal ernsthaft zu werden, und einer Lebensart zu entsagen, die dich gewis nicht mit Vergnügen an deine verfloßnen Jahre zurück denken läßt. Du bist vielleicht schon reif zum Tode! Jeder Tag kann dich zur Rechenschaft abrufen. O säume doch keinen Augenblick länger, den Weg zu verlassen, auf welchem du deinem Verderben schon so nahe gekommen bist! Zwar wird es dir schwer werden: du hast Begierden zu bekämpfen, die sich schon deiner ganzen Seele bemächtigt haben. Du hast bisher nicht daran gedacht, ihnen zu widerstehen, du hast dich von ihnen blindlings leiten lassen. — Ich bedaure dich, wenn ich deinen Zustand bedenke: Je länger

ger man sich seinen Begierden überlassen hat, desto mehr Kampf kostet es hernach, wenn man sie der Vernunft unterwerfen will. Ihre Gewalt wächst mit jeder neuen Befriedigung; und wie oft hatten sie nicht Gelegenheit zu wachsen! Wie aufmerksam ist man nicht, wenn man einmal aufgehört hat, die Stimme der Religion und Vernunft zu verehren, auf jeden Wink seiner Begierden! Noch mehr: selbst der Widerstand, den sie finden, vermehrt ihre Kräfte. Oft ist die einzige Ursache von der Heftigkeit unsrer Begierden die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung. Wie fürchterlich gros muß nicht also die Gewalt der Begierden bey dir geworden seyn, o Cleanth, da du nun schon wenigstens die gröste Hälfte deiner Tage in einem sclavischen Gehorsam gegen sie durchlebt hast! Wie schwer wird es dir werden, nun erst ihr Joch abzuschütteln! Aber getrost! Gott wird mit dir kämpfen! Es ist der rühmlichste Entschlus, den ein Mensch fassen kann, den verjährten Raub seiner Freiheit und seiner Rechte zu rächen, und jene Tyrannen vom Throne zu stoßen: Es ist ein Entschlus, dem das vollkommenste Wohlgefallen Gottes nicht fehlen kann. Freude ist im ganzen Himmel über einen Sünder, der Buße thut. So muß es dir also glücken, wenn du es ernstlich willst; im Voraus wünsche ich dir Glück dazu. Aber nur müsse dein Muth nicht sinken, wenn du nur langsame Fortschritte machst, und deine Begierden noch manchmal über deine Entschlüsse

siegen; wenn dein Eifer zuweilen erkaltet, und dich oft die Sehnsucht nach der vorigen Lebensart überschleicht. Du mußt deinen Fortgang im Guten mehr nach der Aufrichtigkeit des Willens, als nach dem Glück der Ausübung messen. Je mehr dich deine Schwachheit bekümmert und beunruhigt, desto weiter bist du gekommen. Und wenn auch diese Unruhe den kleinen Rest deines Lebens fortdauren sollte, so wird er doch gewis nicht so sehr dadurch verbittert werden, als er durch die Vorwürfe deines Gewissens und die Furcht des Todes vergällt werden würde. Erinnere dich, daß dieser Dornenweg kurz, und ein Uebergang zu den schönsten, zu den unaussprechlichsten Freuden ist. Wie erquickend wird dir die Ruhe seyn, die dich dort in ihrem Schoos empfängt! Wie angenehm die Kühle, die dich für die Last und Hitze des Tages schadlos halten wird! Denke oft an diese frohe Zukunft: Mitten unter deinen Thränen wird eine geheime Wollust durch deine Adern fließen, und, mit neuen Kräften belebt, wirst du deine Bürde williger tragen.

Ueberdies hat auch der, welcher schon tief ins Laster versunken, und in der Sclaverey der Begierden alt geworden ist, in seinen vielfältigen Erfahrungen von dem Elende eines solchen Zustandes, von den oft schrecklichen Folgen der befriedigten Leidenschaft, von den Sorgen, von der Unruhe, von dem Misvergnügen, die die steten Gefährten seines Lebens waren; er hat, sage ich, in diesen vielfältigen Erfahrungen ei-

nen desto stärkern Bewegungsgrund zum Kampf gegen das Laster.

Erlaube mir, zu diesem Kampfe dir durch einige freundschaftliche Vorschläge behülflich zu seyn. Ich habe so viel Zutrauen zu deinem im Grunde wirklich guten Herzen, daß ich mir schmeichle, ich werde sie nicht vergebens aufsetzen.

Vorzüglich empfehle ich dir das Gebet. Der Beystand Gottes ist zwar ohnehin einem jeden gewis, dem seine Besserung am Herzen liegt: aber eben diese Sorgfalt für unsre Besserung bringt schon das Gebet mit sich. Wie kann ich meine Besserung wünschen, ohne zugleich zu wünschen, von Gott unterstützt zu werden, da tägliche Erfahrungen mich lehren, wie viel Hindernisse sie beständig auf ihrem Wege findet, und wie wenig ein aufrichtiger Wille allein gegen sie ausrichten kann? Und ist es nicht beleidigende Verachtung Gottes, wenn ich bey einer Sache, wo ich mir den Beifall Gottes so gewis versprechen kann, gar nicht an ihn denke? Bin ich alsdenn wohl christlich tugendhaft? und sind es christliche Bewegungsgründe; ist es Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, welche meine Entschlüsse und Handlungen regieren? Gewis ist es nicht nur des Christenthums sehr würdig, sondern auch selbst Pflicht des Christenthums, von seinen heiligen Entschlüssen Gott gleichsam Rechenschaft zu geben, und sie vor dem Angesichte dessen zu erneuren, durch dessen Liebe sie in mir erzeugt wurden. Pflicht ist es,

ihm unsre Ueberzeugung von seiner alles umfassenden Vorsehung, und unser Vertrauen auf seine wachsame Sorgfalt für uns zu erklären. Pflicht ist es, den Fortgang des Guten, den wir bey uns bemerken, für sein Werk zu erkennen, und ihm dies mit gerührter Seele zu sagen. — Wäre es uns auch nicht verheisen, daß der Lohn solcher christlichen Opfer die gewisse Erhörung unsres Gebets seyn sollte, so würden schon die Vortheile, die mit dem Gebete an und für sich verbunden sind, uns hinreichend belohnen. Welch eine Kraft erhalten nicht unsre tugendhaften Entschliessungen, wenn wir Gott gleichsam zum Zeugen dazu nehmen! Nun macht sie uns der Gedanke an Gott erst recht wichtig. Gott sah's, Gott hörte es, da ich in meinem Gebete feyerlich gelobte, alle seine Vorschriften mit gleichem Eifer zu befolgen, alle seine Verbote mit gleicher Folgsamkeit zu verehren! Gott sah's, Gott hörte es, da ich meine Vergehungen bereute, und meinen sinnlichen Begierden eine ewige Feindschaft schwur! Und nun sollte ich vor den Augen eben dieses Gottes in ein neues Verbrechen willigen, und mich den sinnlichen Begierden von neuem überlassen? Wer wäre ich dann? — Ich habe gleichsam einen Vertrag mit Gott aufgerichtet: Verträge mit Menschen sind heilig, und die heiligsten sind die, von welchen Gott Zeuge wird: und ein Vertrag mit Gott selbst, der sollte eine Kleinigkeit seyn? Wie könnte ich wieder vor Gottes Angesicht treten mit einer Seele, die sich durch

Sün-

Sünden entehrt hat, und einen Mund öfnen, der gegen ihm meineydig ward? Welche Thränen, welche Schaam würde es mich kosten!

Ferner stärkt auch das Gebet unsre guten Gesinnungen gegen Gott, unser Vertrauen, unsre Liebe, unsre Dankbarkeit. Das blose Andenken an Gott läßt so tiefe Eindrücke nicht zurück, und wird oft bald wieder zerstreut. Aber wenn sich der Gedanke an Gott zu einer förmlichen Anrede erhebt, denn wird er feyerlicher, denn wird er Gottesdienst, denn steigt der Gedanke von Gottes Güte, Macht und Gröse bis zum Gefühle. Es scheint, als hörten wir ihn rauschen, als hörten wir das Schweigen der Engel, und das allgemeine Feyern der Natur bey der Annäherung ihres Herrn. — Wir fühlen uns durchdrungen von Ehrfurcht und heiligen Schauer, und unser Haupt senkt sich von selbst vor ihm nieder in den Staub.

Ich weis nicht, wie es zugeht, aber alle Gründe überzeugen nicht so lebhaft von Gottes Güte, Majestät und Gröse, als die Anrede an den gütigen, grosen und majestätischen Gott. Da ist die Seele in gröserer Thätigkeit; Bey dem blosen Gedanken: Gott ist allmächtig, bleibt sie manchmal kalt: aber wenn sie diesen Gedanken zu Gott selbst empor trägt, und sich ihm dabey gewissermasen näher denkt, (eine Vorstellung, die nicht ungegründet ist, da wir uns Gott wirklich um so viel mehr nähern, das heist, um so viel besser gefallen, als unsre guten Gesinnungen lebhafter

werden,) denn ist sie mehr geschäftig, mehr angespannt, und denn erwachen viele Ideen zugleich, und drängen sich um die Hauptidee herum: Gott, du bist allmächtig! So wird der Gedanke zu einer Empfindung, und dadurch bekommt er für uns den höchsten Grad der Gewisheit.

Entferne dich auch, willst du über dich herrschen lernen, so viel möglich, von den Gegenständen, die deine Begierden reizen. Es wird dir wehe thun; aber würdest du wohl der Schmerzen wegen dich weigern, einen Arm ablösen zu lassen, wenn darauf die Erhaltung deines Lebens beruhte? Oder würdest du lieber den gewissen Tod wählen, als den vorübergehenden Schmerz? Entferne dich also, ich beschwöre dich bey deiner ewigen Wohlfarth, entferne dich von jenen Gesellschaften, von denen du noch nie ohne Verletzung des Gewissens zurück gekommen bist, schränke deinen Umgang nur auf eine kleine Anzahl von Bekannten ein, und wähle dazu nur solche, bey denen du, wo nicht besser, doch wenigstens nicht schlimmer werden kannst. Gewöhne dich nach und nach, dir selbst genug zu seyn. Unterhalte dich oft mit dir allein, und nimm dazu ernsthafte Gegenstände der Religion. Entferne, so viel du kannst, alles, was dich an deine genossenen Wollüste erinnern kann, verlaß selbst den Ort, der sie dir darbot, wenn es möglich ist. — Das sind harte Forderungen, sagst du: — Versuche es nur einmal, und noch einmal sie zu befol-

gen,

gen, so werden sie dir schon weniger hart vorkommen. O mein Cleanth! entschieße dich beherzt, entschließe dich schnell! heute ists noch Zeit! morgen vielleicht nicht mehr! Verzage nur nicht, wenn deine Versuche oft verunglücken, oft bey dem ersten Schritte stehen bleiben; wenn deine Entschlüsse wieder wankend werden, und dein Herz sich nach dem zurück wendet, woran es nur zu sehr gewöhnt ist. Bey solchen Umständen, wie die deinigen, ist Gott oft schon mit dem Willen zufrieden: er fordert nicht Unmöglichkeiten. Aber bestrebe dich nur ernstlich, dein Herz zu überwinden. Wende nun desto mehr Fleis darauf, weil du es so lange versäumt hast, und ersetze die Kürze deiner Zeit durch die Gröse deiner Anstrengung. Mit seegnendem Wohlgefallen wird Gott auf deine Bemühungen herab sehen, dich unterstützen, mit dir kämpfen. Oder sollte er gleichgültig bleiben, wenn ein Geschöpf, zur Vollkommenheit bestimmt, mit angestrengten Kräften sich zu seiner Bestimmung empor arbeiten will, und Hindernisse auf Hindernisse auf ihn herab stürzen, seinen Eifer ermüden, und ihn oft von dem angefangenen Werke zurück zu sinken nöthigen? Kraftlos würde er endlich der zu schweren Arbeit unterliegen, und mit Recht wider einen Gott murren, der ihn darinnen ohne Hülfe ließe, der die Tugend zur Bedingung seiner Glückseeligkeit machte, und ihn doch in dem Streben darnach nicht unterstützte. Nein! so schwer läßt uns Gott den Kampf nicht werden. Du wirst sehen, daß

er immer leichter wird, je länger und wachsamer wir ihn fortsetzen, und wie wird es am Ende dich freuen, ihn ausgehalten zu haben!

Diesen Kampf kannst du dir noch dadurch erleichtern, wenn du dich für die Anstrengung, die er dir kostet, bey unschuldigern Vergnügungen schadlos hältst. Auf diese Art kannst du die Gegenstände deiner Begierden vergessen lernen, und diesen eine neue Richtung geben. Nur mußt du dafür sorgen, daß du bey der Wahl solcher Vergnügungen dein Herz nicht in die Gefahr einer neuen Sclaverey setzest. Du mußt dir Vergnügungen aussuchen, bey denen deine Begierden nicht so leicht ausschweifen können, Vergnügungen, die auf keiner Seite an diejenigen gränzen, denen du entsagt hast, Vergnügungen, die mit der Tugend gemeinschaftliche Sache machen, und sie unterstützen. Der muntre vertrauliche Umgang mit tugendhaften Freunden, die Werke der Tonkunst, besonders der ernsthaften, die unschuldigen Werke guter Dichter, und vorzüglich die mannigfaltigen Reize der Natur, das alles ladet dein Herz zu Freuden ein, denen du dich sicher überlassen, und immer wieder überlassen kannst, ohne ihren Genus jemals mit Ueberdrus und Reue bezahlen zu dürfen. Zwar wird dein verwöhntes Herz nicht gleich daran Geschmack finden; sie sind eigentlich für ein Herz, das feiner und sanfter Empfindungen fähig ist, und

das keine Begierde noch stürmisch bewegt,

denn

denn sie haben keinen heftigen Kützel für die Nerven. Aber ich verzweifle nicht an dir, wenn du nur etwas ernsthafter geworden bist. Bist du für manche dieser Vergnügungen, die ich dir angerathen habe, schon ganz erstorben, so wirst du doch gewis einige genießen können, und deine tugendhafteren Freunde werden aus der Menge von Freuden, die Natur und Kunst dem Menschen bereitet haben, noch viele andre für dich aussuchen können.

Besuche oft die Einsamkeit. Hier müssen wir unsre Begierden zum Kampf erwarten. Wenn unser Geist nur zur Ernsthaftigkeit gestimmt, und unsre Gedanken gesammlet sind, so verlieren sie allemal. Hier frage dich ernsthaft: Was sind denn eigentlich jene Abgötter, denen ich so viele und so kostbare Opfer bringe? Was sind die Wollüste und die Freuden der Erde? Halten sie mich für die Ruhe schadlos, die ich ihnen aufopfere? Bezahlen sie mir die Zeit und die Kräfte, die ich an sie verschwende? Habe ich, wenn ich sie zu umarmen glaube, mehr als einen luftigen Schatten? Gehe in dein verfloßnes Leben zurück, und zähle die frohen Stunden, die sie dir gewährt haben; zähle aber auch die traurigen, die sie dir verursacht haben, und rechne beyde gegen einander ab. Ich kann nicht glauben, daß du solche Betrachtungen machen könntest, ohne den Entschlus zu fassen, oder wenigstens den Wunsch zu empfinden: Wenn ich doch von diesen Sirenen los wäre! Und diesen Wunsch zu beleben, tritt

 im

im Geist hin an dein Sterbebette. Hier, lieber Cleanth, hören die Täuschungen der Welt auf: die Binde fällt von unsern Augen herab, und aus den herrlichen Gegenständen, deren bezaubernde Reize uns so oft in einen süssen Taumel versetzten, werden nun magre Gerippe; die Güter der Erde, diese treulosen Freundinnen, nehmen bey unserm Tode hohnlächelnd Abschied, und kehren uns den Rücken zu. Jenes ewige Geräusche, das uns betäubte, stirbt schweigend dahin, jener unaufhörliche Wirbel, der uns nie ruhen lies, steht stille: Grausenvolle Finsternisse senken sich zwischen uns und die Welt; der Vorhang jenes grosen Theaters fällt nieder, auf welchem wir unsere Rolle nun vollendet haben. Alles um uns her ist traurig und öde, und schweigt. Wir verlieren uns unvermerkt vor uns selbst. Alle Sinne verlassen uns. — Denke einmal, wie elend man alsdenn werden muß, wenn man seine ganze Glückseeligkeit bey den Gütern der Erde gesucht hat! O denke das lebhaft, denke das oft, und lerne nach bessern Gütern streben, die dir die Pforten des Himmels eröfnen!

Und willst du diesen Gedanken recht lebhaft denken, so besuche fleißig Sterbende! Jeder predigt dir diese Wahrheit: seine Glückseeligkeit auf der Erde suchen, ist Thorheit! Und mit welchem Nachdrucke predigt er sie! — Wisse, ich war auch ehemals leichtsinnig, und zerstreut wie du; aber ein Sterbebette machte mich ernsthaft. Auch wenn er, der Entschlummernde,

ganz

ganz sinnlos und stumm da liegt, redet noch sein Anblick. Bist du stolz auf den regelmäsigen Bau deiner Glieder, auf die muntre Röthe deiner Wangen, auf das Feuer deiner Augen? Siehe einen Sterbenden an; im Tode siehst du ihm gleich. — Wirst du nicht über dich erröthen, wenn du dich in einem solchen Spiegel besiehst?

Und wenn du vollends das Glück haben solltest, den Triumph des sterbenden Gerechten zu sehen, — o ich würde an deiner Besserung verzweifeln, wenn dies keinen tiefen Eindruck auf dich machte! zu sehen, wie da die Hofnung seines künftigen Glückes alle seine Schmerzen verschlingt; welche Freude in seinen Augen glänzt; welch ein süsses Lächeln auf seinen Lippen schwebt; welche Freudenthränen von seinen Augen rollen; mit welcher feyerlichen Inbrunst er betet; wie er mit entblösten Haupte und gefaltenen Händen auf seinem Bette sitzt — ein neuer Engel — und heissen Dank von seinen bebenden Lippen ströhmt! Nicht aufbrausende Empfindungen siehst du da, sondern sanfte Wollust, die mit milder Wärme durch die Adern fließt, und dem Körper einige von den Empfindungen kosten läßt, zu denen er einst wieder erwachen soll.

Wenn dich deine Leidenschaften einmal überwältigt, und zur Sünde hingerissen haben, so fliehe, sobald als möglich, in dein einsames Zimmer. Beweine deine Vergehungen, empfinde es lebhaft, wie sehr du dich dadurch erniedrigt, wie viel du in den Augen deines Gottes verlohren,

ren, wie weit du von dem Pfade der Tugend zurück gekommen, wie viel Zerrüttungen in deinem Herzen entstanden, wie viel böse Folgen du vielleicht auf andre verbreitet hast. Tödte durch Reue und Thränen die Wollust, die das genoßne Vergnügen in deiner Einbildungskraft zurück gelassen hat, und verwandle ihr Andenken in warnenden Schmerz. Scheue das Traurige dieser Pflicht nicht. Sie hat auch ihre Freuden. Wenn du am Ende deiner Betrachtungen Gott von neuem redliche Treue gelobst, von neuem feyerlich dich von der Sünde los sagest, und dein Vergehen bereuest, denn wirst du Zufriedenheit und Ruhe in deine Seele zurück kehren sehn, und aus deinen gedoppelten Erfahrungen lernen, wer von beyden glücklicher ist, der Freund der Tugend, oder der Sklave des Lasters. Du hast auch noch diesen Vortheil davon, daß du dadurch allemal weiser wirst. Du bemerkest die Klippen, an welchen du gescheitert bist, du siehst, welche Oerter, welche Gesellschaften, welche Gegenstände deine Verführer werden können, welche Fallen, welche Umstände, welche Lagen deinem Herzen gefährlich sind: du hast Gelegenheit, ernsthaft zu überlegen, wie du diese Versuchungen vermeiden kannst; oder, wenn sie unvermeidlich sind, dich gegen sie wafnen mußt.

Suche überhaupt mit deinem Herzen immer bekannter zu werden. Dazu gehören öftere, aufmerksame und unpartheyische Prüfungen. Suche dich, so viel als möglich, von der Eigenliebe los zu reissen. Vergiß, daß

es

es dein eigen Herz ist, das du richtest. Verzeihe ihm keine Unart, drücke vor keinem Flecken die Augen zu, heise nichts gut, was auch nur vielleicht böse seyn könnte. Wie sind, so frage dich selbst, wie sind meine Gesinnungen beschaffen? Wozu bin ich vorzüglich geneigt? Was verabscheue ich am heftigsten? Empören sich meine Begierden schnell, und mit stürmender Hitze, oder glimmen sie langsam und hartnäckig? Was reizte sie am öftersten? Welche Gegenstände entzündeten sie mehr, und welche weniger? In welcher Verfassung war unter diesen oder jenen Umständen mein Herz? Durch welche Mittel ist es mir bisher gelungen, meine Begierden zu mäsigen, und durch welche könnte es mir noch besser gelingen? Durchspähe auch die verborgensten Falten deines Herzens, oft lauschen da im Dunkeln Neigungen, die vielleicht noch nie ans Licht gekommen sind. Sie warten nur auf eine gewisse Lage der Seele, oder auf gewisse äusere Umstände, um auf einmal hervor zu brechen. Daher glaube niemand eher von diesem oder jenem Laster frey zu seyn, als bis er in Versuchung gewesen ist, darein zu versinken. Viele sind durch solche Versuchungen zu Lastern fähig geworden, vor den ihm schauderte, ehe sie diese Versuchungen kannten. Der Feind schlief nur in ihrem Herzen; manchmal zwar verrieth er sich durch gewisse dunkle Regungen, aber sie waren zu unachtsam, oder zu unerfahren, um dadurch gewarnt zu werden. Wenn man oft sein Herz prüft, so wird

man

man den verborgenen Feind in seinen Schlupfwinkeln entdecken, wenigstens wird man dadurch so mistrauisch gegen sich werden, daß man alsdenn nicht mehr so leicht überrascht werden kann. Diese Aufmerksamkeit auf dein Herz müsse dich auch in denen Stunden nicht verlassen, wo du dich dem Geräusche der Welt, den Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten überlässest. O da kannst du ungemein viel lernen, aber nur mußt du den Geist immer nüchtern erhalten, damit er zu der Anstrengung fähig bleibt, welche diese Aufmerksamkeit erfordert. Du kannst sie dir noch dadurch erleichtern, wenn du einem vertrauten Freunde Auftrag giebst, auf deine Reden, Mienen und Betragen Achtung zu geben. Da kannst du dein Herz auf frischer That ertappen, und dies wird dich auf die sichersten und vollständigsten Beobachtungen führen. Wie wird da unser Stolz und unsre Selbstzufriedenheit beschämt!

Nun mußt du aber auch die erlangte Bekanntschaft mit deinem Herzen zu nutzen suchen. Wenn du weißt, bey welchen Gelegenheiten deine Begierden rege werden, so weißt du, was du zu fürchten hast. Von einzelnen Fällen, die du erfahren hast, kannst du aufs Allgemeine schließen. Wenn du bemerkt hast, wie schnell und wie leicht sich deine Begierden entzünden, wie sie dir überall von weitem nachschleichen, und selbst mit dir in das Heiligthum des Tempels und der Betkammer treten, wie sie da dich unvermuthet, oft

bey

bey der entferntesten Veranlassung überfallen; so wirst du erkennen, wie nothwendig uns die wachsamste Aufmerksamkeit auf uns selbst, und das demüthigste Mistrauen zu unsrer Tugend sey. Ernsthaftes Nachdenken wird dich denn auch lehren, wie du jeden aufsteigenden Gedanken, jedes entstehende Gefühl beurtheilen, und wie du dich dagegen verhalten sollst, ob du es dulten kannst, oder unterdrücken mußt. Dies kann kein Lehrer, als der, der in uns wohnt. Die Gedanken andrer, wenn sie uns bekannt werden, kann man nur nach allgemeinen Regeln richten, aber die Beurtheilung unsrer selbst kann weit schärfer und genauer seyn, weil wir bey uns selbst alle die bestimmenden Gründe sehen können, von denen die Güte oder Strafbarkeit eines Gedankens oder Empfindung abhängt. Andren kann man nur allgemeine Verhaltungsregeln vorschreiben, aber für uns selbst können wir weit bestimmtere fest setzen, und viel tiefer in das Besondere eindringen. Und alsdenn fallen auch Dinge, die oft ganz unbedeutend scheinen, wegen ihres geheimen Einflusses auf unsre Moralität, unter die Gerichtsbarkeit des Gewissens. Und zu welcher Vollkommenheit kann sich der nicht erheben, dessen Aufmerksamkeit sich so weit ausbreitet, der so vieles zu benutzen, so vieles zu vermeiden weis! Wenn man es nun dahin gebracht hat, so muß man bey Gefahren, die man voraus sieht, und doch nicht vermeiden kann, das Verfahren, das in diesem Falle das weiseste seyn

wird,

wird, sich so bestimmt und gemessen, als möglich, vorzeichnen, auf alle mögliche Fälle dabey Rücksicht nehmen, und durch die Kraft der Religion und durch Gebet sich zur standhaften Befolgung dieser Vorschriften rüsten. Man muß den Geist vorher zu sammlen, und in eine ernsthafte Verfassung zu bringen suchen. So viel können wir auf unsrer Seite thun; das übrige können wir getrost der göttlichen Vorsehung überlassen.

Die eheliche Treue.

Cleombrotus, König von Lacedämon, hatte sich des Throns auf eine Art bemächtiget, die ihn desselben völlig unwürdig machte. Er stürzte seinen Schwiegervater, Leonidas, um seine Stelle einzunehmen, und nöthigte ihn, Sparta zu verlassen; Chelonide, die Gemahlin des Cleombrotus, eine eben so tugendhafte Tochter als Gattin, verlies den Thron ihres Gemahls, um ihn mit dem Exil ihres Vaters zu vertauschen. Sie ward seine Begleiterin auf seiner gefahrvollen Reise, da ihm von allen Seiten nach dem Leben gestellt wurde, und suchte ihm sein Elend durch ihre zärtlichen Liebkosungen zu erleichtern. Sie nahm so viel Antheil daran, daß sie sich selbst ganz darüber vergas, und ihr einziges Vergnügen waren Thränen. Indessen ward das Volk von Sparta seines neuen Kö-

nigs bald überdrüßig, und rief den Leonidas aus seiner dunkeln Einsamkeit wieder auf den Thron zurück. Er kam, entflammt von Rachbegierde gegen die Parthey, welche ihn verjagt hatte, und besonders gegen den Cleombrotus, dem er den Thron hatte überlassen müssen. Dieser flüchtete sogleich bey seiner Ankunft in den Tempel des Neptun. Leonidas, von einigen Soldaten begleitet, suchte ihn hier auf, und redete ihn mit donnernder Stimme an: Elender! siehe hier den, den du vom Throne verstoßen, und ins Elend verjagt hast! siehe den Cleombrotus, und zittre! War dies der Dank dafür, daß ich dir meine Tochter gab? Doch warum gab ich sie einem solchen Nichtswürdigen? Wie habe ich sie dadurch beschimpft! Aber dein Blut soll die Schande von ihr abwaschen, und ich will sie rächen, daß ganz Sparta erzittern soll. — Oder kannst du dich etwa entschuldigen? Hast du vielleicht aus Freundschaft mich der Bürde des Szepters entledigen, und mir den Verdrus ersparen wollen, den Zerrüttungen zuzusehn, die eure Parthey im Staate gestiftet hat? — Rede doch, und vertheidige deine Unschuld! — Voll Verwirrung, und zitternd vor Furcht, sas Cleombrotus vor ihm am Altar, und schwieg. Sein Kopf hieng zur Erde gesenkt. — Neben ihm sas Chelonide. — Diese tugendhafte Schöne hatte das Unglück, zwischen zwey Personen in der Mitte zu seyn, die einander tödlich haßten, und beyde doch gleich zärtlich zu lieben. So kämpfte in ihrem Her-

 zen

zen Liebe gegen Liebe, und ihre Ruhe gieng dabey verlohren. Um diesem Kampf ein Ende zu machen, entschlos sie sich, das Glück entscheiden zu lassen, wem sie den Vorzug geben sollte, und die Parthey dessen zu ergreifen, der von dem andern unterdrückt ward. In diesem Fall war jetzt Cleombrotus. Sie floh zu ihm in den Tempel, fest entschlossen, jedes Schicksal mit ihm zu theilen, und nahm die beyden Kinder, die sie vom Cleombrotus hatte, mit sich. Sie sas nebeu ihm, ihre beyden Kinder an der Seite, als Leonidas herein trat.

Dem Cleombrotus hatte jetzt die Furcht die Zunge gefesselt: aber Chelonide flehte für ihn: Soll er sterben, rief sie, so muß deine Tochter eben das Schicksal haben, denn sie ist seine Mitschuldige, sie ist zu ihm geflüchtet: Wenn ich ihn überlebte, wie könnte ich den Anblick dieser Kleinen ertragen, die unaufhörlich ihren Vater von meinen Händen fordern würden? In meinen Armen ihn tödten zu lassen! könnte ich das bey ihnen verantworten? Nein, mein Vater, ich werde seinen Tod nicht überleben: wenn du ihn tödtest, so tödtest du mich auch. Oder willst du mich für ihn zum Opfer annehmen? Hier ist meine Brust! glücklich, wenn ich mit meinem Leben das seinige erkaufen kann! Ich bin ohnedies überdrüßig, länger zu leben, da mich das Schicksal verdammt hat, von zwey gleichgeliebten Personen beständig den einen unglücklich zu sehen. — O mein Vater, warum schweigst du? Willst du mir auch diese Bitte nicht gewähren? Gilt deine Tochter nichts mehr

bey

bey dir? Ehemals liebtest du mich: ich weis eine Zeit, da Chelonide deine einzige Freude war: aber diese Zeit ist vorüber: Chelonide ist verstoßen! Freylich ist sie die Gemahlin deines Feindes: aber nur des unglücklichen, nicht jenes grausamen! Ist es denn ein Verbrechen, ihn zu lieben, wenn er dein Feind nicht mehr seyn kann? — Ihr Götter! er antwortet mir nicht! Nun ist es Zeit, daß ich ein Leben endige, das nicht trauriger seyn könnte! Ich habe meinen Vater verlohren, und soll auch meinen Gemahl verlieren?

Allen Anwesenden standen die Thränen in den Augen: Leonidas konnte vor Wehmuth nicht reden. Er winkte mit der Hand: es entstand eine Pause. Endlich umarmte er seine Tochter, und schenkte dem Cleombrotus das Leben: aber er sollte Lazedämon verlassen. Chelonide, nicht zufrieden, ihm das Leben gerettet zu haben, entschlos sich nun, auch an seinem Unglück Theil zu nehmen. Vergebens versuchte Leonidas, sie zurück zu halten; sie blieb standhaft. Nein, sagte sie, für die Gemahlin eines Verwiesenen wäre es Verbrechen, als Prinzessin zu leben. Und wie könnte ich an den Freuden des Hofes Theil nehmen, unterdessen, daß mein Gemahl mit Kummer und Elend kämpfte? Oder würde man mir es am Hofe verzeihen, wenn ich bey fröhlichen Festen in Trauer und mit nassen Augen erschiene? Nein, wo mein Gemahl ist, will ich auch seyn! Für jede andre Gesellschaft bin ich ohnedem unbrauchbar. Wer wird gerne eine Trauernde

um sich sehn? Und was würde aus dem armen Cleombrotus werden? wer würde ihm die Thränen abtrocknen, wer würde mit ihm klagen, wer würde für seine Bedürfnisse sorgen, wenn seine Gattin grausam genug wäre, diese Pflichten ihm schuldig zu bleiben? Nein! mein Vater, erlaube mir immer, meinem Manne nunmehr das zu seyn, was ich ehemals dir war. Lebe wohl! lebe glücklich! und vergis, daß deine Tochter unglücklich ist. — Komm Cleombrotus! kommt meine Kinder!

So wanderte sie mit ihm fort, und trat nun ihr zweites Exil an. Sie lebten der Welt unbekannt, und sich selbst genug, in einer zufriedenen Ehe, und ein gemeinschaftliches Grab deckte ihrer beyder Asche.

Vom Rückfall aus der Tugend.

Ich verstehe unter diesem Rückfall nicht sowohl einzelne Vergehungen, die oft auch den Tugendhaftesten fühlen lassen, daß er noch Mensch ist; als vielmehr die unvermerkte Abnahme unsres Eifers und unsrer Treue gegen Pflicht und Religion. Seine guten Grundsätze allmählig aus den Augen verlieren, die richtigern Begriffe von Sittlichkeit, von dem Werth der äusern Dinge, von unsern Verhältnissen gegen Gott und unsrer Brüder, von unseren Erwartungen in der Zukunft, und was sonst noch zu den Grundpfeilern der Tugend gehört, verlassen, Wahrheit gegen Vorurtheile

le vertauschen, den Umfang seiner Pflichten einschränken, durch Ausflüchte und Entschuldigungen seine Verbindlichkeit gegen gewisse Pflichten schwächen wollen, die Ansprüche auf den möglichsten Grad von Vollkommenheit und Glückseeligkeit aufgeben, den Weg der Tugend sich bequemer machen wollen, gewisse Laster mit einem lüsternen Auge betrachten, und ihre häßliche Seite übersehen, mit der reinern und höhern Glückseeligkeit, mit der die Tugend lohnt, nicht zufrieden seyn, und äusere Güter neben ihr für unentbehrlich halten, überhaupt jede Pflicht seltner, und manche Laster öftrer ausüben, das heist aus der Tugend fallen.

Jünglinge sind dieser Gefahr mehr ausgesetzt, als Männer und Greise, und auch diese sind es allemal weniger, je nachdem sie früher oder später angefangen haben, den Weg der Tugend zu betreten. Je länger wir auf diesem Wege gewandelt haben, desto mehr Fertigkeit haben wir dadurch erlangt. Gute Grundsätze, moralische Wahrheiten oft gedacht, oft empfunden, oft in Verbindung mit andern, besonders sinnlichen Ideen gedacht, erlangen endlich in dem Gebiete unsres Geistes die Oberherrschaft. Tugendhafte Freuden, oft genossen, machen sich die Einbildungskraft so unterwürfig, daß sie ihnen eben die Dienste thut, die sie bey den Lasterhaften den sinnlichen Begierden thut. Gute Thaten, oft ausgeübt, werden uns so natürlich und leicht, daß wir fast nicht mehr wissen, wenn wir sie thun, und eine jede Pflicht, die mit Schwie-

rigkeit umgeben ist, nur in Verbindung mit denen bringen dürfen, die uns so leicht worden sind, um diese Schwierigkeiten mit leichter Mühe zu überwinden. Glücklich ist der, der so weit gekommen ist, der den Pfad der Tugend, so weit er sich aufwärts windet, erstiegen hat, und nun nur auf einer gemächlichen Ebene fortzugehn hat. Schwer, oder vielleicht gar unmöglich ist es, daß diesem die Krone, die am Ziele glänzt, noch entrissen werden könne. Den Jüngling hingegen setzen die feurigern Lebensgeister, das leichtere Blut, die reichlichern Säfte immer mehrerer Gefahr aus, als den Mann oder den Greis. Er hat vorzüglich Ursache, wachsam zu seyn, und sorgfältig sich nach den Klippen umzusehen, wo seine Tugend scheitern kann, und auf die Mittel zu denken, wodurch er sich gegen sie verwahren kann. Der Klippen sind viele: glücklich, wer durch alle unbeschädigt hindurch kommt.

Bald ist es Reichthum, bald sinds hohe Würden, bald glänzender Ruhm, bald häufige Ergötzlichkeiten, bald Menge der Geschäfte, bald Reize der lachenden Wollust, bald das Gift böser Gesellschaften, bald das trügerische Licht der Vorurtheile, die unsrer Tugend Schifbruch drohn.

Ihr Güter der Erde! wenn ihr eure Mängel nur nicht so geschickt zu verbergen wüßtet! wenn ihr nur nicht mit unseeliger Kunst eure Gebrechen in ein glänzendes Gewand einhülltet, und auf eure Flecken eine

keine Schminke auftrüget! Wenn ihr nur nicht meine Einbildungskraft zu bestechen, und eurer Mitbuhlerin, der Weisheit zuvor zu kommen wüßtet! Wenn ihr euch nur nicht geschmeidig in alle Gestalten verwandeln, und das unvorsichtige Herz durch die Miene der Unschuld einnehmen könntet! Ich wollte euch bald überwinden, wenn nur der erste Anblick mir sogleich eure wahre Gestalt zeigte, wenn ich nur eben so geschwind Kummer, Sorgen und Eckel, als Lachen, Scherz und Freude, in eurem Gefolge erblickte.

Ihr verführerischen Freunde, wenn ich euch nur gleich anfangs ganz kennte! Wenn ihr nur nicht die Schlingen, die ihr meinem Herzen legt, so geschickt zuzudecken wüßtet! Wenn ihr nur nicht den Mangel der Rechtschaffenheit durch List ersetztet! Wenn ihr nur nicht die Rolle des Tugendhaften so geschickt zu spielen wüßtet, daß man sie für eure natürliche halten muß. Ich würde euch augenblicklich fliehen, wenn ich gleich anfangs euer Herz sehen könnte: aber weil ich euch für gut halte, athme ich euer Gift ein, ohne es zu merken. Ich liebe alles, was ich an euch finde, weil ich euch liebe, und so verstricke ich mich unvermerkt, bis ich, erschrocken über die Fesseln des Lasters, mich losreissen will, und nicht mehr kann.

Ihr unseeligen Vorurtheile, wenn ihr euch nur nicht so nah an den Grenzen der Wahrheit aufhieltet, so daß ich, wenn ich euch folge, immer innerhalb diesen Grenzen forzugehen glaube, unterdessen daß ich

mich immer weiter davon entferne. Wenn nur meine Begierden nicht mit einer so mächtigen Beredsamkeit euch das Wort redeten, und verrätherisch jede Gelegenheit nutzten, euch unvermerkt in mein Herz einzulassen. Ihr schlüpftet vielleicht im Gefolge einer Wahrheit unentdeckt hinein, und verbarget euch so lange, bis ihr mit völliger Sicherheit hervor gehn, und die Keime des Guten zerstöhren konntet.

Wodurch soll ich mich gegen so viele Feinde waffnen? Jedem muß ich mit besondern Waffen begegnen, aber es giebt auch Waffen, die gegen alle brauchbar sind.

Oft die Wahrheiten der Religion durchdenken, ist eines der ersten und vornehmsten Mittel, die uns hier dienen können. Wie wäre es möglich, denen unaufhörlich, und in so groser Menge auf uns zuströhmenden sinnlichen Vorstellungen, die beständig an unsern guten Grundsätzen einigen Schaden anrichten, in die Länge zu widerstehen? Wie wäre es möglich, den vorzüglichen Eifer, welchen wir der Tugend und Religion gewidmet haben, in seiner vollen Kraft zu unterhalten, wenn wir nicht dem bessern Theile unsres Selbst, der Vernunft, immer gleich viel Nahrung zuzuführen besorgt wären, als der niedrigere, die Sinnlichkeit, immerfort von außen her enthält? Würde nicht diese in eben dem Grade stärker und ausschweifender werden, als jene ermattete, und muthlos würde? Und wenn wir nur nicht allzuoft erfahren müßten,

ten, daß die Nahrung, die die Sinnlichkeit erhält, immer noch weit kräftiger ist, als die, welche wir der Vernunft verschaffen können. Um desto mehr müssen wir auf dieser Seite alle unsre Sorgfalt und Aufmerksamkeit vereinigen. Und was ist denn das für Nahrung, die wir der Vernunft verschaffen können?

Nachdenken über Gott, seine Gesinnungen gegen uns, seine Rathschlüsse in Absicht auf unsre Bestimmung, und die Mittel, sie auszuführen, über unsre Erwartungen und Aussichten in die Zukunft, und ihr Verhältnis gegen unsren moralischen Werth; über der äusern Dinge Bestimmung, Werth und Verhältnis zu unsrer Glückseeligkeit. Durch dieses Nachdenken müssen wir uns eine deutliche, richtige, und so viel als möglich erweiterte Kenntnis von allen diesen Dingen zu verschaffen suchen. Wir müssen unsre Vernunft erhellen, wir müssen aber auch das Licht, das wir ihr aufgesteckt haben, gegen Zweifel und Wankelmuth sorgfältig verwahren.

Dies ist noch nicht genug. Für den kalten Greis würde es vielleicht hinreichend seyn: aber der Jüngling, und ein jeder, der mehr Jüngling als Greis ist, muß mehr noch seine Einbildungskraft als sein Erkenntnisvermögen der Tugend zu gewinnen suchen. Die kalte Erkenntnis, die matte Ueberzeugung, wird den Sturm der sinnlichen Begierden allein nicht aushalten können. Er muß gleich den Anfang damit machen, daß er die moralischen Wahrheiten (ich meyne

alle Wahrheiten, die einen Einflus auf unsre Gesinnungen haben) in das Reich der Empfindungen einführt: Er muß den äusern Gegenständen die Kunst ablernen, die Sinne zu bestechen, um diese der Tugend zu Freunden zu machen. Er muß auf alles, was um ihn her vorgeht, oder auch ihn selbst betrift, Achtung geben, und es auf moralische Wahrheiten anwenden, und so wird er sie empfinden.

Er sieht einen muntern und kraftvollen Greis: Gewis, denke er, hatte dieser durch Mäßigkeit und Arbeitsamkeit seine Gesundheit so lange erhalten: Wie herrlich belohnen nicht diese Tugenden! Er sieht einen bleichen veralterten Jüngling: Vielleicht hatte er seine Kräfte in den Armen der Wollust, oder im Zirkel lärmender Trinker verschwendet: Wie scharf ist die Geisel des Lasters! Er sieht einen Mann, dem das Glück bisher keinen Wunsch versagt hatte, durch einen unvermutheten Zufall plötzlich in Kummer und Elend versinken: Wie wenig kann man sich auf das äuserliche Glück verlassen! Er sieht einen andern im Schoose der Freuden, in der besten Blüthe der Jahre vom Grabe verschlungen, noch einen andern bey dem reichsten Ueberflusse sein mattes Leben auf einem Krankenbette verseufzen, noch einen andern bey dem glänzendsten Range über Neid, Misgunst und heimliche Kränkungen klagen: Wie viele Beweise für die einzige Wahrheit, daß die Güter der Erde allein uns keine Glückseeligkeit verschaffen können!

Hat

Hat man diese und andre Wahrheiten oft bey dergleichen Erfahrungen empfunden, so werden wir in den Stunden der Betrachtung nicht erst nöthig haben, alle Gründe, die sie unterstützen, hervor zu rufen, um uns zu überzeugen. Die mit diesen Wahrheiten zugleich erwachenden Empfindungen werden alsdenn die stärksten Ueberzeugungen, die wir uns nur wünschen können, hervor bringen. Eine so starke, und zugleich so schnelle, von tiefsinnigen Schlüssen unabhängige Ueberzeugung wird uns nicht blos denn, wenn wir sie suchen, in der Stille der Einsamkeit, sie wird uns auch unter unsern Geschäften und Zerstreuungen entgegen kommen, sie wird uns auch bey unsern Handlungen, wo wir sie am meisten brauchen, und wo die Ueberzeugung der kalten Vernunft uns am ersten verläßt, zur Hand seyn; sie wird praktisch werden.

Sie wird immer stärker, lebhafter, würksamer werden, je mehr wir unser Leben mit moralischen Erfahrungen bereichern; sie wird also in dem Jünglinge und in dem Greise dem Grade nach sehr verschieden seyn.

Wir können auch noch durch andere Mittel die moralischen Wahrheiten mit unserm Empfindungssystem verbinden, wenn wir ihnen so zu sagen ein Gewand von Sinnlichkeit umwerfen. Du, gefühlvoller Jüngling, sage, wie oft wardst du von einer moralischen Wahrheit bis aufs innerste durchdrungen, wenn

sie

sie die Tonkunst in ihrer Göttersprache dir vortrug? Wie oft zerschmolz dein Herz in süsser Wehmuth, wenn du an einem heitern Frühlingsmorgen Gottes Güte in kunstlosen Lobliedern aus tausend wetteifernden Kehlen preisen hörtest; Wenn die Stunde der schweigenden Mitternacht dich noch wachend antraf, faßte nicht der Gedanke des Todes und der Ewigkeit dein Herz weit stärker? Wenn du bey stillem Mondenschein über bemoste Gräber schlichest, oder wenn du das Bild des Todes auf den schon blauen Lippen eines Sterbenden schweben sahst, erschütterte das nicht deine ganze Seele? Wahrheiten, die aus einem beredten Munde mit Wärme und Nachdruck vorgetragen wurden, ließen sie nicht einen brennenden Stachel bey dir zurück? Man suche solche Hülfsmittel auf, man bemühe sich auf alle Art, die Wahrheiten der Religion durch die Begleitung sinnlicher Vorstellungen eindrucksvoller und kräftiger zu machen. Und o möchten doch auch die öffentlichen Anstalten hierzu vortheilhafter eingerichtet seyn!

Doch muß man immer mit solchen Gefühlen auch aufmerksame Betrachtungen verbinden. Wie leicht entfallen nicht unserm Gedächtnisse die Beweise, die wir für die Wahrheiten der Religion gesammlet, oder die Ordnung, in der wir sie aufgestellt hatten, damit wir ihren Zusammenhang übersehen könnten? Wie oft fallen ihre Theile aus einander, und lassen nur noch einige wankende Trümmern übrig? Wie oft hängen

sich

sich ihnen fremde Ideen an, und verunstalten das Ganze? Es wird also keine überflüßige Mühe seyn, über die Religionswahrheiten immer wiederholte Betrachtungen anzustellen, und die Schriften andrer, die darüber nachgedacht haben, durchzulesen. Dadurch werden wir uns gegen die Vorurtheile und gegen die düstre Unwissenheit sichern, wodurch sehr oft der Eifer im Guten geschwächt, und nach und nach ganz erstickt wird. Die Gefühle der Religionswahrheiten werden die Macht der sinnlichen Eindrücke hemmen, und je öftrer wir jene, und je seltner wir diese erwecken, desto mehr werden jene über diese sich empor heben. Es ist gewis nicht zu tadeln, wenn man mit dem Kützel der Sinne sparsam umgeht, und sich ihn gleichsam zumißt; wenn man sich den Genus eines Vergnügens nur alsdenn erlaubt, wenn er ganz gefahrlos ist.

Das Mittel, die tugendhaften Gesinnungen zu unterhalten, unterstütze man durch öfteres Gebet. Es sey nun, daß man Gott seinen ernstlichen Vorsatz, der Religion, und seinem Gewissen standhaft zu gehorchen, vorträgt, oder daß man sich seinen Beystand dazu erfleht, oder daß man das Gefühl seiner Güte und Grösе in Anreden an Gott ausströhmen läßt, oder daß man auch nur zeitliche Wohlthaten von ihm bittet, oder ihm für genossene danket, so wird das Gebet allemal den wohlthätigsten Einflus auf unsere Gesinnungen haben.

Fromme Entschlüsse müssen lebhaft seyn, wenn man sich auf ihre Dauer verlassen soll: dies werden sie aber erst dadurch, wenn wir sie Gott in einem feyerlichen Opfer darbringen, wenn wir ihn gleichsam zum Zeugen derselben herab rufen, wenn wir sie durch Gebet länger gegenwärtig erhalten, als sie es sonst seyn würden; wenn das Gebet alle Ideen, die ihre Kraft vermehren können, um sie herum sammlet, die Ideen von unsrer Abhängigkeit von Gott, von unsrer Verbindlichkeit gegen unsren Vater, Wohlthäter, Versorger, Beschützer, von seiner Allwissenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit. Wenn alsdenn sinnliche Gegenstände uns reizen, wenn die Furcht eines beträchtlichen Verlustes, oder einer kränkenden Schande uns von unsrer Pflicht abschrecken will, so erinnert das Gewissen uns an die Gelübde, an die Schwüre, zu welchen wir Gott herab ruften; Wir hören gleichsam Gottes Stimme, wir sehen Gott vor uns stehen, vorhin den Zeugen unsrer Entschlossenheit: jetzt unsres Wankelmuths. Stürmen nun unsre Leidenschaften nicht zu heftig auf unser Gewissen, so werden wir uns schämen, und unsern Fus von dem Irrwege zurück ziehn; oder wenigstens wird nach vollbrachter Sünde das Gewissen wieder rege werden, und uns für die gebrochnen Schwüre so empfindlich strafen, daß wir uns nicht leicht wieder dazu verleiten lassen.

Fromme Entschlüsse müssen von Muth und Entschlossenheit begleitet werden; Aber unter dem Gefühl unse-

unserer Schwäche, das sich nur auf zu viele Erfahrungen gründet, sinkt unser Muth zu Boden. Ein demüthigs Gebet um die göttliche Hülfe richtet ihn wieder auf. Wir wagen getrost, auf dem schlüpfrigen Pfade fortzugehn, sobald uns eine sichere Hand leitet. Wir sehen auf Gott, wie ein Kind zu seiner leitenden Mutter, hinauf, und gewinnen Zuversicht. Und wir gehn geschwinder, sobald wir muthig gehen, wir überwinden viele Hindernisse leichter, blos weil wir uns weniger dafür fürchten.

Jedes lebhafte Gefühl der Seele sucht sich Luft zu machen, und hervor zu brechen. Sind es angenehme Empfindungen, so sinken sie bald wieder kraftlos nieder, wenn ihnen der Ausbruch versagt ist. Nichts ist natürlicher, als daß das Entzücken, welches aus der lebhaftern Empfindung der Güte und Wohlthätigkeit Gottes entstanden ist, unsre Seele zu dem Thron Gottes hinreisset, um sich da in Dank und Anbetung zu ergießen. Wollen wir aus Furchtsamkeit, oder müssen wir aus Zwang diesem Zuge widerstehen, so ist eine unschätzbare Gelegenheit, uns im Guten zu stärken, verlohren. Das Feuer, welches zum Auflodern keinen Weg fand, erstickt. Wenn wir uns aber unsern Empfindungen ganz überlassen, so werden sie uns, indem unser Herz in Dank und Anbetung ausströhmt, ein wohlthätiger Balsam. Eine sanfte Wärme ergießet sich durch alle Nerven, süsse Thränen sammlen sich im Auge, die Seele zerschmilzt in Wol-

lust,

lust, läßt auf eine Zeitlang alle Ideen fahren, und sinkt in seeligen Taumel dahin. Diese Empfindungen lassen sie in einer Art von Erschlaffung zurück. Nun ist ihr alles Geräusche und aller Glanz des Irrdischen gleichgültig; sie sehnt sich nach Ruhe, ergötzt sich an denen Betrachtungen des Todes, des Grabes und der Ewigkeit, und kehrt ganz in sich selbst hinein! Lange bleibt noch von diesen angenehmen Gefühlen eine süsse Erinnerung zurück; die Seele wird sie hernach noch immer den sinnlichen Freuden vorziehen, bis sie durch den wiederholten Genuß derselben neuen Geschmack an ihnen bekommt; und auch denn noch wird sie es sich nicht leugnen können, daß jene doch noch besser sind.

Der Gedanke an unsre Abhängigkeit von Gott ist ein mächtiges Hülfsmittel, unsre guten Gesinnungen zu befestigen: aber wodurch kann dieser Gedanke lebhafter werden, als wenn wir Gott unsre Wünsche und Absichten im Gebete vortragen? Indem wir dieses thun, entsagen wir nicht da dem Vertrauen auf uns selbst? Erkennen und fühlen wir nicht, daß die Erfüllung unsrer Wünsche blos auf Gott ankommt? daß wir ganz in seiner Gewalt sind? Begleitet uns dieses Gefühl in die Welt, zu unsern Handlungen und Verrichtungen, so kann es uns vor jeder Verletzung unserer Pflicht verwahren; die Gebote des Gottes, von dem wir abhängen, werden uns heilig, sein Beifall, der auf der Erfüllung derselben beruht, wird uns schätzbar, sein Misfallen, das mit der Uebertretung

der-

derselben verbunden ist, wird uns wichtig seyn. Indem wir Gott unsre irrdischen Wünsche und Absichten im Gebet vortragen, erinnern wir uns zugleich, daß nur der Tugendhafte dazu ein Recht hat. Wie sollten wir es wagen, mit einem Herzen, das durch Laster gebrandmarkt ist, vor sein Angesicht zu treten? Wir prüfen also erst unser Herz, und wo wir Flecken finden, geloben wir, daß wir uns eifrig bemühen wollen, sie abzuwischen, und besser, tugendhafter und vollkommner zu werden. Vergessen wir auch dieser Gelübde in den Zerstreuungen der Welt, so werden wir doch nicht ohne die tiefste Schaam unsre Bitte wiederholen können, und wafnete uns diese Schaam das erstmal noch nicht genug gegen die Verführung des Lasters, so wird sie es doch wahrscheinlicher Weise das zweitemal thun.

Ein andres Mittel, sich vor den Rückfall zu verwahren, ist, daß man oft seine Pflicht überdenke, dadurch erhalten wir sie immer in unsrem Gedächtnisse. Wird diese Sorge nur eine Zeitlang versäumt, so vergessen wir einen Theil unsrer Pflichten, und diejenigen, deren wir uns noch erinnern, verhüllen sich uns in immer dickere Nebel. Wir übersehen nicht mehr ihren Umfang. Wir kennen die Gründe nicht mehr, aus denen sie entspringen, wir verlieren die Arme, in welche sich die gemeinschaftliche Quelle ergießt, aus dem Auge. Wir haben wohl noch von unsern Pflichten überhaupt einen verworrnen Begrif, aber ihre Anwendung auf alle vorkommende

Fälle (und dieses ist doch das wichtigste, ohne welches unsre ganze Erkenntnis uns nichts hilft) ist uns eine ganz fremde Sache. An statt also, daß unser Verstand über unsre Pflichten immer mehr Licht verbreiten sollte, rücken Nacht und Dunkelheit immer näher, folglich muß auch unser Wandel immer unvollkommner, und ärmer an guten Früchten werden. Unsre Pflicht wird uns immer nicht eher einfallen, als bis es zu spät ist; sorgenlos und träge werden wir über viele Gelegenheiten zum Guten hinweg schreiten, ohne sie zu bemerken, oftmals auf schlüpfrigen Wegen ausgleiten, ohne darauf zu achten. Unsre verderbten Neigungen machen sich unsre Schwäche zu Nutze. In der Stille reissen sie von den guten Gesinnungen, die sie bisher in Schranken gehalten hatten, ein Stück nach dem andern nieder: Nun entstehen Lücken: nun suchen sie sich in Freyheit zu setzen, brechen durch, und erweitern, indem dies oft geschieht, die Lücke immer mehr. Sie gewinnen immer mehr Platz, setzen sich immer fester, und denn wird es uns schwer, sie wieder in ihre Schranken zurück zu treiben. Wir wünschen es vielleicht, machen noch einige schwache Versuche, und ziehen uns zuletzt feige zurück. So kommen wir um unsre Freyheit. Noch werden wir vielleicht manchmal über den Verlust unsrer Freyheit eine Thräne fallen lassen; aber sie wird wieder vertrocknen, und wir werden bald unsre Fesseln ohne Murren tragen.

Fehler, die man oft begeht, werden endlich zur Gewohnheit. Creon hat sichs zum Grundsatz gemacht, den Ruf eines jeden Menschen heilig zu halten. So lange er sich an diesen Grundsatz oft in der Stille erinnerte, war er ihm stets gegenwärtig, wenn ein Fall vorfiel, da er ihn ausüben sollte. Er glaubte daher, diese Sorgfalt nicht mehr nöthig zu haben, weil er sein Gedächtnis so treu und wachsam fand. Nun aber fieng es an, bey vorkommenden Fällen sein Amt nachlässiger zu verwalten. Er erlaubte sich manchmal einen boshaften Scherz auf Unkosten andrer, und zum Unglück für ihn ward er durch den Beifall der Anwesenden belohnt. Er war unbesonnen genug, gewisse Anekdoten zu erzählen, welche die Achtung, die man dem guten Nahmen andrer schuldig ist, ihn hätte sollen unterdrücken lehren. Er that es mehrmal; nun ward er es gewohnt, und es fiel ihm zuletzt gar nicht mehr ein, daß er sich dadurch versündigte.

Man sieht hieraus, daß man besonders auch an diejenigen Pflichten, zu deren Vernachläßigung das gemeine Leben täglich so viele Gelegenheiten darbietet, sich oft, ja täglich erinnern muß. Je häufiger und je gewöhnlicher die Versuchungen dazu sind, je weniger die Welt die Verletzung dieser Pflichten achtet, desto mehr Aufmerksamkeit sind wir diesen Pflichten schuldig; desto öftrer müssen wir an sie denken, desto tiefer müssen wir sie unsrer Seele eingraben. Eben so öftre Erinnerungen, und eben so tiefe Eindrücke sind auch

bey denen Pflichten nöthig, denen unser Herz entgegen strebt. Es ist keine, oder doch nur eine sehr wohlfeile Tugend, wenn wir uns nur auf die Beobachtung der vornehmsten Pflichten, oder solcher Pflichten, die sich mit unsern Neigungen vertragen, einschränken. Der Maasstab für die Tugend ist der Grad der Gewissenhaftigkeit in den Pflichten, die unser Herz bekämpft, und in den Pflichten, die die mehresten nicht achten.

Diese Gewissenhaftigkeit im Kleinen verschaft uns auch den Vortheil, daß wir in der Tugend überhaupt immer mehr Fertigkeit erlangen. Bey jeder Pflicht, die wir als Christen erfüllen, würkt wenigstens im Dunkeln die Ueberzeugung mit von unsrer Verbindlichkeit gegen Gott, und die Tugend. Je öftrer nun diese bey unsern Handlungen mitwürkt, desto leichter und desto nachdrücklicher kann sie würken, und die Kraft, die sie bey Erfüllung kleiner Pflichten erhalten hat, bringt sie denn auch mit, wenn schwere Pflichten ausgeübt, und unsre Neigungen aufgeopfert werden sollen. Jede gute Handlung belohnt uns mit Ruhe und Zufriedenheit, und wenn dieses auch nach dem Grade ihres moralischen Werthes, und nach Verhältnis des Temperaments, der Lage des Geistes und andrer Umstände sehr verschieden ist, so trägt doch auch schon ein geringer Grad von Zufriedenheit und Ruhe etwas dazu bey, uns die Tugend wichtiger und theurer zu machen. Jede gute Handlung ist uns eine neue Versicherung von dem Beifall Gottes, und jede neue Versiche-

sicherung von dem Beifall Gottes verstärkt und vermehrt unsern Eifer in der Tugend. Dergleichen Erfahrungen von der Eintracht zwischen der Tugend und der Glückseeligkeit sind, wenn uns ein thätiger Eifer in der Tugend beleben soll, ganz unentbehrlich. Man kann die Verbindung zwischen der Tugend und unserer Glückseeligkeit vollkommen deutlich einsehen, man kann sie mit den besten Gründen zu beweisen wissen, und doch dabey gegen die Tugend ganz kalt und gleichgültig bleiben. Aber von dem Augenblicke an, da wir selbst von den Früchten der Tugend kosten, begeistert uns ein lebhafter Enthusiasmus für sie. Man höre nur einen Mann von der Canzel die Tugend empfehlen, der aus Erfahrung spricht, wie erschüttert er uns nicht! welche Wärme ströhmt er nicht über die ganze Versammlung aus! mit welch einer unwiderstehlichen Gewalt dringt er in unsere Seele ein! wie mächtig wirft er die Laster von dem Throne! welche Flammen gräbt er in unsre Brust! welchen Stos giebt er unsern entschlummerten Gewissen! welche Unruhe, welche Reue, welchen Kummer, welche Wünsche erregt er nicht! wie gedemüthigt werfen wir uns nicht vor dem Bilde der Tugend nieder, das er uns aufstellt! und wie beschämt und verändert kommen wir nicht von seinem Vortrage zurück!

Nichts kann uns besser gegen die Reize der Sinnlichkeit schützen, als eben diese Erfahrungen von dem mit der Tugend verbundenen Vergnügen. Verspricht

mir die Wollust Freuden: bey der Tugend finde ich sie auch; und wenn ich von beyden Seiten die Freuden auf die Waage lege, so steigen die Freuden der Wollust sehr hoch. Wo ist hier das süsse, das tief eindringende Gefühl? Wo ist hier eine so lange Dauer? Wo ist hier das lebhafte Bewußtseyn meiner Glückseeligkeit? Wo das Gefühl von Unschuld und Reinigkeit? und wo ist bey den Freuden der Tugend das Ermüdende, das Zerstreuende, Berauschende? wo jenes Gähnen, jene Langeweile, jene Sättigkeit, jener Ueberdrus? wo jene oft unvermeidlichen Folgen von Reue, Schaam, Verwirrung, Schlaffigkeit, Entnervung, Schmerzen, Krankheit, Elend und Armuth?

Trägt nun jede, auch die kleinste gute Handlung etwas bey, uns die überwiegende Glückseeligkeit der Tugendhaften lebhafter empfinden zu lehren, so ist es gewis keine überflüßige Sorgfalt, wenn wir uns bemühen, keine zu versäumen. Doch ich verstehe unter dieser Sorgfalt nicht jene Aengstlichkeit in Sachen, die oft ganz gleichgültig sind. Gleichgültige Dinge müssen es in unsern Augen bleiben, wenn wir auch noch so gewissenhaft in den sogenannten Kleinigkeiten in der Moral sind: sie können wichtig, sie können moralisch werden, sobald sie einen Einflus auf das Wohl andrer Menschen bekommen; und freylich, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten, so liegen die meisten, wenigstens nach unsren Lagen und Verhältnissen betrachtet,

tet, innerhalb des Gebiets der Moral. Es ist an und für sich etwas gleichgültiges, daß ich an meiner Tafel einigen Aufwand mache, um meinem Gaumen wohl zu thun: Meine Einnahme erlaubt es, sie wird nur erschöpft. Aber ich kenne einen Armen, der wegen seiner Redlichkeit, wegen seines Fleises und Geschicklichkeit ein besseres Schicksal verdiente. Er darf zwar nicht verhungern: aber er genießet doch von seiner Rechtschaffenheit viel zu magere Früchte. Wie leicht könnte ich diesem abhelfen, wenn ich das, was meine Tafel entbehren kann, zu einer kleinen Belohnung seiner Verdienste bestimmte? Nun ist das Maas meines Aufwandes nichts gleichgültiges mehr.

Eine jede erfüllte Pflicht, sie scheine so klein, als sie wolle, (und sind wir gewissenhaft, so wird uns keine klein scheinen,) eine jede erfüllte Pflicht erweckt und belebt unsre guten Gesinnungen. Wenn ich jetzt einem Dürftigen eine kleine Erleichterung verschaft habe, so fühle ich in mir lebhaftere Regungen des Wohlwollens entstehen. Der erste Arme, der mir nun aufstößt, genießet die Würkungen davon. Ich begegne ihm gütiger, als ich ihm zu einer andern Zeit begegnet seyn würde: ich gebe ihm mehr, als ich ihm zu einer andern Zeit gegeben haben würde.

Wenn ich jetzt die Ehre eines meiner Brüder geschont, und eine Anmerkung, die ich auf seine Unkosten machen wollte, unterdrückt habe, so fühle ich lebhafter das Edle und Rühmliche, das hierinnen liegt;

ich verabscheue ernstlicher jene privilegirte Grausamkeit, die mit lachendem Munde hundert Abwesenden in einer Stunde das kostbarste, was sie besitzen, entreissen kann. Wird hierauf eines andern Ehre angegriffen, so vertheidige ich sie mit einer Hitze, die ich sonst nur für meinen Freund empfinden würde. Welch ein Vortheil ist es nun nicht, wenn man gewohnt ist, auch die geringste Pflicht nicht zu vernachläßigen! Man wird auf diese Art weit öftrer Pflichten erfüllen, und in einer kürzern Zeit hinter einander; Wir werden daher, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch ganz warm von einer Pflicht zur andern übergehen; die Regungen unsrer guten Gesinnungen sind oft noch nicht erloschen, wenn wir eine neue auszuüben Gelegenheit finden.

Eines der wichtigsten Verwahrungsmittel für dem Rückfall aus der Tugend ist beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst. Gleich der erste Schritt zu unsrer Besserung muß damit gemacht werden, daß wir unsre Hauptfehler kennen lernen. Welchen Lastern habe ich bisher am meisten gefröhnt? Worinnen habe ich mich am häufigsten vergangen? denn gegen diese Seiten werden nunmehr unsre Waffen beständig gerichtet seyn müssen. Diese Untersuchung muß aber ununterbrochen fortgesetzt werden; denn wir werden in der Erkenntnis unsres Herzens nie auslernen, so lange es noch Verhältnisse giebt, in die wir treten, und äusere Gegenstände, mit denen wir noch bekannt werden können. Es ist daher nöthig, daß wir immerfort

fort Achtung geben, wodurch die Neigungen rege werden, gegen die wir arbeiten wollen, wie sie sich regen, wenn, und unter welchen Umständen, in welcher Lage des Geistes und des Cörpers sie lebhafter, in welcher sie schwächer würken, wie sie sich äusern, was sie für einen Einflus auf unsre Ruhe, auf unsre Gesundheit, auf unsern Verstand und auf unser Herz haben. Diese Untersuchungen können wir freylich da am wenigsten anstellen, wenn unsre Neigungen erwachen, wenigstens gehört dazu schon eine sehr grose Uebung; aber wir können doch, wenn wir wieder kühle geworden sind, und im freundschaftlichen Schoose der Einsamkeit ausruhen, an den überstandenen Sturm zurück denken, und alle Auftritte, die nun vorüber sind, in unserm Gedächtnisse noch einmal aufführen. Man muß aber alsdenn scharf über seine Einbildungskraft wachen. Die Erinnerung des Vergangenen kann sie plötzlich wieder erhitzen, und sogleich reißt sie uns mit sich aus dem Creise unsrer Betrachtungen in das völlige Getümmel der Leidenschaft zurück. Man muß sich darauf gefaßt halten, und nicht müde werden, die verirrten Gedanken aufs neue zu sammlen, und seine Untersuchungen von forn anzufangen. Glückt es in dieser Stunde dennoch nicht, so muß man in einer andern einen neuen Versuch machen. Es ist gewiß der Mühe werth. Die Tage, wo wir tiefer, als gewöhnlich, in das Geräusch der Welt hinein gezogen wurden, die Tage, die wir dem Vergnügen und der

Zerstreuung schenkten, die Tage, wo wir vorzüglich heiter und frölich waren, die Tage, wo uns etwas begegnete, das unsern Neigungen eine reichliche Befriedigung entweder versprach, oder gewährte, sie müssen uns nie verstreichen, ohne daß wir die ganze Geschichte unsres Herzens an denselben mit unserm Gedächtnisse durchlaufen, und studieren, und für der Vergessenheit sichern. Wir müssen vorher unsre Freunde bitten, wenn wir das Glück haben, wahre Freunde zu besitzen, daß sie an diesen Tagen genau auf uns Achtung geben, und alsdenn durch ihre Bemerkungen unsre eignen vollständiger machen.

Unsre Hauptneigung ist vielleicht Ehrgeitz. Man beobachte sich an einem Tage, der für uns besonders angenehm war: erwachte nicht bey jeder Gelegenheit ein reizendes Bild von Ruhm, von Ehrenbezeugungen und Belohnungen unsrer Verdienste? Glaubten wir nicht in jedem Auge die Achtung zu lesen, die wir uns schmeichelten, zu verdienen? Erwachten nicht da vielleicht tausend glänzende Entwürfe, die unsre Ruhmsucht ehemals gesponnen hatte, und vereinigten sich noch mit tausend neuen, die unsre Einbildungskraft erst noch ausarbeitete?

Man lobte uns in einer Gesellschaft; man machte uns Hofnung, unsre Verdienste einst gekrönt zu sehen: was gieng da in unsrer Seele vor? Wallte unser Blut nicht heftiger in unsern Adern? waren wir nicht äuserst unruhig? Waren wir in langer Zeit wohl fähig, etwas

etwas anders zu denken, als was Beziehung auf unsre ehrgeitzigen Hofnungen hatte? schollen nicht die erhaltenen Versprechungen unaufhörlich in unsern Ohren? Waren wir mit aller Anstrengung wohl im Stande, sie nur eine Stunde lang zu verbannen? Mahlte nicht unsre Einbildungskraft das Bild unsres gehoften Glückes bis auf seine kleinsten Züge, und mit den blendendsten Farben aus? Entlockte unsre Freude uns nicht für alle unsre Neigungen die Erlaubnis, frey auszuschweifen, und gleichsam einen allgemeinen Festtag zu feyern? Waren wir noch ernstaft genug, an unsre Pflicht mit Wärme, und an unsern Gott mit Ehrfurcht zu denken? Wie aufmerksam, wie theilnehmend waren wir beym Gebete?

Wenn man auf diese Regungen nicht sorgfältig Achtung giebt, (und ach! dieses wird in unsern fröhlichen Tagen nur allzuoft versäumt!) so kann sehr bald die Sinnlichkeit überhand nehmen, und der Eifer für die Tugend erkalten. Ohne diese Achtsamkeit ist keine Demuth möglich, und ohne Demuth kein Fortgang im Guten, kein ernstliches Streben nach höherer Vollkommenheit. Ohne diese Achtsamkeit werden wir im Kampfe gegen unsre Neigungen nie sehr glücklich seyn, denn es gehört Kunst und Geschicklichkeit dazu, sie zu besiegen. Wir können wohl im Allgemeinen wissen, wie man die Waffen gegen sie führen muß: aber das macht uns noch lange nicht zu tüchtigen Kämpfern, so wenig, als man dadurch ein guter Feld-

herr wird, wenn man die Theorie der Kriegskunst studiert hat. Unser Herz hat tausend Kunstgriffe in seiner Gewalt, wogegen uns unsre allgemeinen und blos theoretischen Kenntnisse wenig helfen. Aber Aufmerksamkeit und Beobachtung lehrt uns diese anwenden und ausüben, lehrt uns die List unsrer Feinde entdecken, und dagegen auf unsrer Hut seyn. Sie spornt unsern Eifer an, indem sie uns die Menge der Gefahren zeigt, die unsrer Tugend von allen Seiten drohn.

So laßt uns denn unser liebstes und unser wichtigstes Geschäfte daraus machen, uns selbst kennen zu lernen. Mögen andre, von vergeblicher Wisbegierde oder unedler Ruhmsucht getrieben, die Abgründe der Natur durchspähn, und selbst den kühnen Flug bis hinauf in die Geisterwelt wagen; mögen andre nach glänzenden Kleinigkeiten jagen, und am Rande des Grabes mit Puppen spielen: weiser ist es, den ernsten Blick in sein Inneres zu senken, und sein Leben auf die Beantwortung der Frage zu wenden: wer bin ich? Freylich werden wir alsdenn jene theuren Freuden weniger genießen können, denen der gröste Theil der Menschen seine Rechte auf die Freuden der Ewigkeit aufopfert; Freylich werden wir weniger glänzen, weniger bewundert werden, weniger in Gesellschaften willkommen seyn: aber wir werden vernünftig genug seyn, das alles entbehren zu können, wir werden über die Mühe und Unruhe lächeln, die sich andre darum geben, und die Ruhe der Seele, die sich am liebsten fern vom Ge-

tüm-

tümmel rauschender Lustbarkeiten aufhält, wird uns in unsrer Einsamkeit besuchen, und unsre Tage mit Rosen bestreuen. Durch Nachdenken und Beobachtung immer weiser gemacht, werden wir unsre Zufriedenheit täglich wachsen sehen. In unsern frohsten Tagen wird uns freundschaftlich der Gedanke des Todes besuchen, und das Maas unsres Vergnügens vollfüllen. Und haben wir einst den Rand des Grabes erreicht, so werden wir uns mit Frohlocken in seinen kühlen Schoos werfen. Der Weise verläßt die Welt so heiter, als der satte Gast des Abendes vom freundschaftlichen Maal aufsteht; die Ewigkeit, die ihn empfängt, wird ihm ein einziger langer Festtag seyn.

Wohlthätigkeit.

Herr von Chamousset, der 1773. zu Paris starb, besuchte insgemein die Gefangenen wöchentlich zweymal, und die armen Kranken alle Tage, und dies geschah niemals mit leeren Händen. Sein Haus ward gleichsam zu einem Spitale, wo sich von allen Seiten her Kranke versammleten; Er hatte ihrer oft in einem Morgen bey Hunderten bey sich, und des Abends besuchte er diejenigen, die nicht selbst zu ihm kommen konnten. Ohne hart und geitzig zu seyn, kann ein Arzt in Paris des Jahrs von seinen Kranken wenigstens 10000. Livres gewinnen: den Herrn von Chamous-

mousset kosteten die seinigen des Jahrs über noch mehr als so viel. Er hatte einen Arzt, einen Wundarzt, samt seinem Zöglinge, einen Apotheker und 2. Apothekerjungen zu Gehülfen: Er war aber auch überall selbst mit geschäftig, und man hielt ihn wirklich in Paris für einen der geschicktesten Aderlasser. Da er bereits in der Magistratur war, besuchte er einen Kurs in der Wundarzneykunst. Er errichtete darauf in seinem Hause eine vollständige Apotheke für seine Freunde, die Armen, und indem sein Koch ihnen Brühen zubereitete, verfertigte er mit seinen Chimisten Arzneyen für sie. — Er blieb unverheyrathet, um sich ungehindert seiner Neigung zum Wohlthun überlassen zu können. Er hatte einmal eine Neigung gegen ein Frauenzimmer gefaßt, das in ihrer Person alles das in einem hohen Grade vereinigte, was ein Frauenzimmer liebenswürdig machen kann: Tugend, Verstand und Schönheit. Schon war der Ehevergleich beynahe zu Stande: aber der junge Bräutigam wollte auch wissen, ob seine Heyrath keine Hinderniß für seine Lieblingsneigung werden würde. Er fand deswegen für gut, seine Geliebte darüber auszuforschen, und sagte ihr, sein Vorhaben wäre, sich auf seine Güter zu begeben, und da ein Spital zu errichten, wo er mit ihr das Vergnügen schmecken wollte, Elenden Linderung und Rettung zu verschaffen. Die junge Schöne stutzte bey Erwähnung des Spitals, und dies war genug, bey dem Herrn Chamousset alle Heyrathsgedanken zu

ver-

verbannen. Wenn hier das Frauenzimmer Entschuldigung verdient, so verdient der Herr von Chamousset um desto mehr unsre Bewunderung. Dieser fühlte hernach keine andre Zärtlichkeit mehr, als die, welche der Anblick der Elenden einflößet. Dieses Gefühl zu befriedigen, gab er nach und nach sein ganzes Vermögen hin, das in 500000. Livres, oder 200000. fl. bestand.

Es muß doch also kein geringes Vergnügen seyn, Unglücklichen wohl zu thun, weil Chamousset es mit seinem ganzen Vermögen erkaufte. Die Urtheile über die Grade des Vergnügens sind freylich sehr verschieden, weil jeder seinen eignen Maasstab hat: indessen beweiset doch die Erfahrung, daß diejenigen, welche ihr ganzes Vergnügen auf sich selbst beziehen, und von keiner Freude wissen wollen, als die sie selbst angeht, mit der Zeit immer mehr von dem Geschmack an solchen Freuden verlieren, so wie diejenigen, welche ihr Vergnügen in dem Vergnügen ihrer Brüder finden, und sich in gutem Verstande auf Kosten anderer freuen, immer mehr Reizendes in solchen Vergnügungen finden: Ich werde meine Leser um Erlaubnis bitten, mir dieses Vergnügen durch meine Einbildungskraft auch auf einige Augenblicke zu verschaffen; Und vielleicht finde ich auf diese Art den besten Beweis für die Gröse desselben, weil sie sich doch allemal besser schildern, als demonstriren läßt.

Ich

Ich begleite den Herrn Chamousset zu seinen Kranken. Da tritt er in eine elende Hütte, wo der kranke Vater, von seinen noch unerwachsenen Kindern umgeben, auf elenden Stroh liegt. Herr Chamousset ist da! ruft das eine, und auf einmal umringt die kleine Familie ihren Wohlthäter. Noch glänzen helle Thränen in ihrem Auge; aber die Züge des Schmerzes sind verschwunden. Die Muskeln ihres Gesichtes heben sich wieder, und Freude blitzt in den matten Augen. Man führt ihn im Triumph zu dem Kranken, dem die Freude jetzt zum ersten mal wieder Kräfte giebt, sich aufzurichten. — Der warme Händedruck, das verwirrte Stammlen, die abgebrochnen Worte, denen die beklemmte Brust den Ausbruch nicht verstatten will, die heftige Rührung, das Schluchzen, die häufigen Thränen — das läßt sich nur sehen und empfinden.

Jetzt tritt er in eine Hütte, wo von den heftigsten Schmerzen gepeinigt, ein schauderhaftes Gerippe von einem Menschen sich der Verzweiflung überläßt, sein Daseyn verflucht, und Gott und Vorsehung lästert. Bey Chamoussets Anblick verstummt die Verzweiflung; die Schaam vor diesem Manne tödtet auf seiner Zunge die Flüche und Verwünschungen. Er fühlt, so lange Chamousset bey ihm ist, keine Schmerzen, er wird ruhiger, und kann wieder, da er ihn verläßt, die Erquickung des Schlafs genießen.

Nun

Nun kommt er in eine Kammer, wo ein zärtlicher Ehemann mit stummer Wehmuth die letzte Stunde seiner Gattin erwartet. Der Unglückliche springt ihm entgegen, und umfaßt seine Knie. — Ach bester Mann! erbarmen Sie sich meiner armen Frau! — dann weint er, ringt die Hände, und hebt seine geschwollenen Augen gen Himmel empor, indeß daß Chamousset sich der Sterbenden nähert: Ein erquickender Trank gießt neues Leben durch ihre halbstarren Glieder, und sie kann nun noch einmal den Trost der Religion aus Chamoussets Munde hören.

Darauf tritt er in ein Haus, wo der gerettete Kranke nun wieder mit emsigen Händen seine Arbeit verrichtet, und Munterkeit und Ruhe lächelt aus seinem vollen Gesichte. Er fliegt ihm entgegen. — Meine Frau! meine Kinder! kommt her, und helft mir meinem Erretter danken! Ja, edelmüthiger Wohlthäter! unaussprechlichen Dank sind wir Ihnen schuldig; und das nicht blos für meine Genesung: Sie haben mein Herz gebessert: meine Krankheit veranlaßte mich zum Nachdenken, und ich habe mir Ihre Ermahnungen zu Nutze gemacht! Itzt bin ich mit meiner Familie vollkommen glücklich, sie liebt mich, und nun fange ich erst an, Gatte und Vater zu seyn: vorher, ach! war ich es nicht! Drauf drückt er seinem Wohlthäter die Hände, küßt sie, und netzt sie mit Thränen! Die Kinder strecken ihre kleinen Arme nach der Hand ihres Wohlthäters aus, und küssen und streicheln

cheln sie nach der Reihe. Die gerührte Gattin nähert sich schweigend mit schaamhafter Ehrfurcht, drückt ihren Mund auf seine Hand, und eine sanfte Zähre rollt ihre Wange herunter, die vormals nicht so blühte!

Nun tritt er in ein kleines Zimmer, wo eine zärtliche Mutter mit ihrem erretteten Kinde auf dem Schoose spielt. Sie sieht ihn, setzt ihr Kind weg, und eilt auf ihn zu. Die ungekünstelten Höflichkeiten, die ihr die Dankbarkeit eingiebt; die Unruhe, in der sie ist, weil sie ihre Dankbarkeit nicht genug ausdrücken, weil sie ihm nicht genug Beweise davon geben kann, die wiederholten Seegenswünsche, die Abwechselungen der Ausbrüche von Zärtlichkeit gegen ihr Kind, mit den Regungen der Dankbarkeit gegen ihren Erretter; sind die reizendsten Züge, die ein Vergnügen annehmen kann; Bald drückt sie ihr Kind an die Brust; denn fürchtet sie, über ihrer Zärtlichkeit seinen Erretter zu vergessen; wird wieder zu ihrem Kinde hingezogen, und wendet sich wieder an seinen Erretter. Der Kleine streckt lächelnd seine runden Händgen aus, und umfaßt damit sein Kinn; denn neigt er sich mit seinem Kopfe auf seine Achsel, unterdessen daß die Mutter bey dem süssen Anblick in Thränen zerfließt.

Von so fruchtbaren Freuden getränkt, wächst die Tugend schnell zu einer erstaunenden Höhe empor. Der Mensch wird zum Engel, noch ehe er die Sphären die Engel erreicht hat, und glänzt unter seinen

Brü-

Brüdern als ein Stern der ersten Grösе. Und wenn nun sein Geist, von den Banden des Körpers entfesselt, in die Wohnungen der Seeligen eintritt, welch ein Triumph! Da kommen sie ihm alle entgegen, die durch ihn erquickt, getröstet, gerettet wurden, und nun schon in die beßre Welt hinüber gegangen sind. Jetzt danken sie in hellern Lobgesängen dem Höchsten, der ihnen diesen Retter, diesen Wohlthäter sandte, und alle Verklärte sind in dem Augenblicke seine Freunde.

So wäre es, dächte ich, doch wohl der Mühe werth, das hülflose Elend aufzusuchen, und den Gelegenheiten zum Wohlthun entgegen zu gehn? — Aber welch ein eckelhaftes Geschäfte! sich dem widrigen Geruch, und dem abschreckenden Anblick auszusetzen! Man denkt nicht einmal gern daran! Dem andern Geschlechte, dessen zärtere Nerven vielleicht solche erschütternde Eindrücke nicht vertragen würden, verzeihe ich diese Sprache, (ob es gleich auch Weiber gegeben hat, die ihren Männern zu Liebe das Unangenehme solcher Eindrücke überwunden haben;) Aber Männern, deren härtere Natur sich gegen jeden widrigen Eindruck stählen kann, und oft stählen muß, und vielleicht allemal stählen sollte; kann man auch diesen eine so übel angebrachte Delikatesse verzeihen? Ja! freylich ist er oft eckelhaft, der Anblick eines darbenden Kranken: aber ach! desto trauriger ist auch sein Zustand, und desto mehr verdient er unser Mitleiden. — Um ihn bekümmert sich niemand! Er mag immer in seiner

schrecklichen Einsamkeit winseln; Gram und Verzweiflung mag sein elendes Leben verzehren; Jeder Trost mag von seinem dürftigen Lager fliehen; um ihn bekümmert sich niemand! — O Gott, Vater der Menschen, und Beherrscher der ganzen Natur! verzeihe, wenn dunkle Zweifel sich in mir empören! kannst du es zulassen, daß deine edelsten Geschöpfe so leiden? so ihr Leben mit vergeblichen Klagen und ungehörten Seufzern hinbringen? jeden Tag und jede Nacht ihre alte Noth wieder kommen sehn, und ihren einzigen Trost von dem Ende eines Lebens erwarten müssen, das du ihnen doch nicht zur Strafe gabst? kannst du so grausamen Martern zusehn und schweigen, und ihnen deine Hülfe versagen? — Aber wo gerathe ich hin? — Ihr Grosen der Erde, ihr Reichen, ihr Mächtigen! eure Schuld ist es, wenn ich an Gottes Vorsehung irre werde! Euch hatte Gott zu Haushaltern über seine Güter gesetzt: euch hatte er das grose, das seelige Geschäfte aufgetragen, seine Wohlthaten unter die Menschen auszutheilen, und das Elend auf dieser Welt zu vermindern: Aber ihr geht oft mit diesen Gütern untreu um, und verschwendet sie an überflüßige Pracht und allzutheure Vergnügen! Unterdessen jammert hülflos der Arme, verzehrt sich in Kummer, und stirbt! Von seinem Raube, von dem, was euch Gott für ihn gegeben hatte, erbaut ihr euch die Thronen, auf denen euch niedrige Schmeichler huldigen! Seine Seufzer vergolden eure zu stolzen Palläste! seine Thränen wür-

zen

zen eure zu verschwenderischen Mahlzeiten! seine Klagen bezahlen euren zu glänzenden Schmuck! — Doch vielleicht, (ich darf es hoffen,) giebt es noch manche, die in der Stille sich ein Geschäfte daraus machen, den leidenden Armen mit seinem Leben wieder auszusöhnen, und den Platz zu verdienen, den Gottes Güte ihnen anwies. Sie wird, wenn ein ungefürchtetes Grab ihre schlummernden Glieder bedeckt, bey stillem Mondenschein vielleicht noch mancher von denen besuchen, die sie getröstet haben; wird über ihrem Grabstein zu Gott beten, und ihrem Andenken stille Thränen weihen. * Sie werden ihren Kindern und ihren Enkeln noch oft von ihrem Wohlthäter erzählen, und ihnen den Leichenstein zeigen, unter welchen seine Asche ruht.

Aber sollen wir denn alle Aerzte werden, um zu den Krankenbetten herum zu gehn, und heilen zu können? — Ja! denn wer dem dürftigen Kranken einen

* Nach dem Tode des Herrn Rousseau fand man einstens eine arme alte Bauersfrau in groser Betrübnis vor seinem Grabe knien. Die Personen, welche sie hierüber überraschten, fragten sie, warum sie hier kniete? Ach lieber Gott! antwortete die arme Frau, ich weine und bete. Aber, gute Frau, sagte man ihr, Herr Rousseau war ja kein Katholik? Aber er hat mir viel Gutes gethan, erwiederte die Frau, und ich kann nichts für ihn thun, als weinen und beten. — Man hatte Mühe, das arme Weib, das in Thränen zerflos, von dem Grabe wegzubringen.

Arzt zuschickt, und die Arzneyen und Bedürfnisse des Kranken bezahlt, der ist sein Arzt. Und o, wenn nur jede Stadt einen solchen Arzt hätte, wie viel würden unglückliche Familien weniger seyn! Das Beispiel des würdigen Mannes, den ich oben angeführt habe, muß einem jeden Beyfall und Hochachtung abnöthigen: (Sollte ja jemand ihm dieses versagen können, der lese diesen Aufsatz nicht!) Aber wollen wir denn keinen Versuch machen, noch einen Schritt über den Beyfall hinaus zu gehn? Was für ein demüthigendes Urtheil sprechen wir über uns selbst, wenn wir nur bewundern, ohne nachzuahmen!

Ueber die Erziehung der Töchter.

Ich sage etwas, das schon oft gesagt ist, aber das in meinen Augen ein Verdienst ist, noch immer zu wiederholen, wenn ich den Müttern eine sorgfältige Erziehung ihrer Töchter empfehle. Möchten doch alle Mütter in jedem Buche, das sie aufschlagen, die Lehre antreffen: Sorget für die Bildung eurer Töchter! Ihre Seele wird einst von euren Händen gefordert! Hundert Generationen werden darunter leiden, wenn ihr eine einzige vernachlässiget!* Vorzüglich wünsche ich

* Denn diese Töchter werden einst auch Mütter, und werden, von euch vernachlässiget, eben so wieder ihre Töchter vernachlässigen: Und wer wird sie erziehen, wenn die Mütter diese Pflicht nicht für die ihrige ansehn?

ich den Müttern, die das Glück, oder soll ich sagen, das Unglück haben, schöne Töchter zu haben, die Pflicht der Erziehung tief ins Gewissen zu prägen. Für häsliche sorgt man immer noch eher. Damit sie nicht die Sparsamkeit der Natur entgelten müssen, sucht man ihnen andre Vorzüge zu verschaffen, die den Mangel der Schönheit vergessen lassen sollen. Und man thut daran sehr weislich. Aber wenn ja ein Theil des andern Geschlechts vernachläßiget werden müßte, so wünschte ich lieber, daß es der häsliche wäre. Dieser wird nicht so sehr gesucht, und in Gesellschaften nicht so bemerkt. Sein Einflus auf das allgemeine Beste ist also nicht so beträchtlich, und da sie den Schmeicheleyen lüsterner Mannspersonen nicht so ausgesetzt sind, so ist ihr Herz weit weniger in Gefahr, als das Herz der Schönen.

Und gerade diese werden am sorglosesten erzogen. Sie bekommen doch einen Mann, wenn auch manches an ihrem Charakter auszusetzen ist! Ja! leider, sie bekommen ihn! Es giebt Herzen genug, die sich in einem lebhaften Auge, in einer blühenden Wange, in einem reizenden Munde fangen, und wenn sie gefangen sind, hüpfend das Netz über sich zuziehen lassen, das sie zu ewiger Reue verdammt. Aber, o Mütter, besinnet euch doch! kann euch das gleichgültig seyn, ob der, der eure Tochter zur Gattin wählt, eine Hölle, oder einen Himmel an ihrer Seite findet? Ist die Person, die einst in so nahe Verwandschaft mit euch

treten wird, nicht werth, daß ihr euch ihr Schicksal angelegen seyn lasset? Doch warum rede ich von der Verwandschaft? Er ist ein Mensch; und wenn ihr einen Menschen glücklich machen könnt, und ihn an statt dessen auf Zeitlebens elend macht, wer seyd ihr? O Mütter! Mütter! in euren Händen ist Seegen und Fluch! Was haben eure künftigen Schwiegersöhne gethan, daß ihr ihnen den Fluch, den allerschrecklichsten Fluch bestimmt? Möchte doch euer Gewissen mir zu Hülfe kommen, und meine Stimme verstärken! O wenn eure Töcher schon verwahrloset sind, wenn ihre Bildung zu spät ist, so umschleyert lieber ihre Reize, bannet sie in eine Einöde, bis ihre Blüthe verwelkt ist, damit sie nicht für uns eine Pest werden!

Und werden denn eure Töchter glücklich dabey seyn, wenn ihr sie einem Manne in die Arme führt, der bey ihr seine ganze Ruhe, und alle Freuden des Lebens verliert? Werden Gold und Titul sie gegen die Vorwürfe, gegen die Kälte, gegen die Verachtung ihrer Männer, und gegen die Urtheile der Welt gleichgültig machen? Werden sie auf seidenen Betten nicht fühlen, daß sie elend sind?

Und wenn sie nun entweder durch die Folgen eurer Vernachläßigung, oder durch den Eintritt zufälliger Umstände unglücklich wird, wie soll sie sich da beruhigen? Eine Seele, leer an nützlichen Kentnissen, arm an tröstenden Wahrheiten, unfähig, etwas ernsthaftes zu denken, kann die ihre Wunden heilen? Wird

sie

sie bey ihren Kentnissen vom Putze, bey ihrer Geschicklichkeit in Beurtheilung der Spitzen, Bänder, Farben, Stoffe, Trostgründe für ihren Kummer suchen können? Wird sie sich am Spieltisch von ihren Sorgen so leicht wie von ihrem Gelde entledigen können?

Wie viel Gefahren ist nicht ein Frauenzimmer ausgesetzt, das viel äuserliche Vorzüge, und wenige von Seiten des Herzens besitzt! Sein erster Verführer ist der Spiegel. Es wird sehr bald darinnen entdecken, daß es schön ist, und wenn es dieses weis, so wird das seine erste Sorge seyn, seine Reize durch Kunst so sehr, als möglich, ins Licht zu setzen; es wird aus seinem Anputz ein ordentliches Studium machen, und so ernsthaft darüber nachdenken, und so emsig sich damit beschäftigen, als wenn das Wohl ihres ganzen Lebens davon abhienge. Es wird von nichts lieber reden, und nichts lieber sehen, als neumodische Aufsätze, Bänder, Spitzen und Stoffe; es wird vor Verdrus außer sich seyn, wenn ein Frauenzimmer ein schöneres Kleid hat, dem es doch, nach seinem Urtheil, gar nicht so gut steht, als es ihm stehen würde; es wird vor allen häuslichen Arbeiten sich wie für Frohndiensten fürchten, weil es sich dadurch an seiner feinen Haut versündigen würde; Wie leicht könnte nicht der Rauch der Küche ihre Farbe verderben? Wie leicht könnte an den schönen Händen ein Fleck hängen bleiben? Wie leicht ist es nicht um ihre Feinheit geschehn?

Tritt nun die stolze Schöne mit ihrem ängstlich ausgesuchten Putze in die Versammlungen der grosen Welt; von welchen Erwartungen wird da ihr Herz klopfen! Sie wird bey ihrem Eintritt sich nicht enthalten können, ihre Augen rings um sich her zu werfen, um den schmeichelhaften Eindruck zu bemerken, den sie sich von ihren Reizen verspricht. Zum Unglück fehlts in solchen Versammlungen nicht an jungen Herren, die einen Beruf zu haben glauben, um jede aufblühende Schöne herum zu flattern, und auf ihre Unkosten eine sehr unrühmliche Eitelkeit zu befriedigen. Es gehört zur feinen Lebensart, daß man jungen Frauenzimmern über ihre Reize alles mögliche Süsse vorsagt, und wie wollte man auch sonst ein Gespräch mit Personen unterhalten, bey denen man von nichts sonst sprechen darf, ausgenommen etwa noch vom Putze, vom Spiel, von der Komödie, und von den Fehlern der Abwesenden? Wie könnte man auch sonst manches angenehme Bonmot anbringen, wenn man von den Augen, den Händen, dem Munde des Frauenzimmers, mit dem man spricht, schweigen wollte? Wie könnte man sonst so viele Triumphe über das schöne Geschlecht halten, wenn man die Kunst nicht verstünde, ihre Eitelkeit zu bestechen? Was hätte man sonst für einen Talisman, wodurch man sich in allen Gesellschaften angenehm und beliebt machen könnte? Die Kunst, den Schönen, zu schmeicheln, ist so wichtig, und so einträglich, daß es einem jungen Herrn wohl

nicht zu verdenken ist, wenn er gleich mit seinen Knabenjahren anfängt, sie zu studieren.

In eine solche Welt tritt ein Frauenzimmer, das schon ganz von der Eitelkeit angesteckt ist, und sich auf alle mögliche Art vorbereitet hat, den Feinden ihrer Ruhe und Wohlfarth den Sieg recht leicht zu machen. Sie tritt in die Welt: das heist, sie bietet sich einem jeden, der Verstand und Bosheit genug hat, ein Verführer zu seyn, zum Raube dar. Die süssen Betrüger, ausgelernt in der Kunst, Frauenzimmer unglücklich zu machen, versammlen sich sogleich um sie, und ihr Ehrgeitz sieht sie als einen Preis an, um den sie mit ihren Nebenbuhlern kämpfen sollen. Je gröser ihr Haufen ist, desto eifriger bietet ein jeder alle seine Geschicklichkeit auf, um über die andern zu siegen; und glücklich ist das Frauenzimmer, das aus dem Gedränge so vieler Verführer nur wenigstens noch seine Ehre retten kann: denn sein Herz kommt ganz gewis nicht unverletzt davon.

Es kommt endlich eine Zeit, da seine Anbeter die Verwüstungen der Jahre an ihm bemerken, und sich zu ihrem Zeitvertreibe jüngere Schönen aufsuchen. Nunmehr, wenn sie es verlassen haben, wird erst der Schade recht sichtbar, den sie angerichtet haben. Ein Frauenzimmer, das mit lauter Kleinigkeiten, mit Lachen und Tändeln sein ganzes Leben zugebracht hat, verdammen nun ihre Jahre und die Welt, daß sie sittsamer und eingezogener leben, daß sie sich nachläßiger

und

und einfacher kleiden, daß sie sich vernünftiger und ernsthafter aufführen soll. Ein Frauenzimmer, das in seiner Jugend jeden Tag in Zerstreuungen und Gesellschaften zugebracht hat, nöthigt nun der Ueberdrus der Mannspersonen, mit sich allein zu seyn. Ein Frauenzimmer, das sonst unaufhörlich Schmeicheleyen hörte, und Weyhrauch empfieng, das alle Augen auf sich gerichtet sah, wird nun vergessen, kaum bemerkt, und bey jeder Gelegenheit jüngern Frauenzimmern nachgesetzt. Ein Frauenzimmer, das sonst vor der Menge ihrer Lobredner die bittern Anmerkungen ihrer Bekannten gar nicht hörte, hört nun in ihrer Einsamkeit diese bittern Anmerkungen ganz allein. Wie traurig muß nicht jeder Tag für sie seyn? Was für eine Marter muß ihr nicht die Langeweile werden! In einem nützlichen Buche zu lesen, war nie eine angenehme Sache für sie: jetzt bleibt ihr dieses fast ganz allein übrig: Wie muß es sie nicht ermüden!

Und nun, Mütter, solchem Elende bestimmt ihr eure Töchter von ihren frühsten Jahren an, wenn ihr sie nicht vernünftig und tugendhaft erzieht! Ihr scheint es gar nicht zu wissen, daß sie eine Seele haben, und glaubt euren Töchtern gerade nur so viel Sorge schuldig zu seyn, als eure Töchter für ihre Puppen haben: So wollt ihr sie also einem gewissen Elende entgegen führen? wollt sie als halbe Menschen in die Welt schicken, die darinnen wie in einem fremden Elemente leben, und nicht fortkommen können? Werdet ihr

einst

einst ruhig sterben können, wenn ihr die, denen ihr das Leben gabt, eurer Eitelkeit und eurer Prachtliebe aufgeopfert habt? wenn ihr von ihrem künftigen Schicksale euch nichts als traurige Vorstellungen machen müßt? wenn ihr alle die unseeligen Folgen einer vernachläßichten Erziehung voraus sehen, und zurück lassen müßt, ohne nun etwas davon ändern zu können? Ihr habt eure Töchter von ihren ersten Jahren an fremden Händen überlassen; ihr schämtet euch, selbst die Pflichten der Mutter an ihnen auszuüben, sie selbst zu unterrichten, zur Tugend anzuführen, sie um euch zu haben, und auf sie Achtung zu geben: ich will wünschen, daß euch das in euren letzten Stunden nicht einfallen möge!

Ueber die Ruhe der Seele.

Die Ruhe der Seele, dieses unschätzbare Gut, kann nur da wohnen, wo die Begierden auf Dinge gerichtet sind, deren Erwerbung leicht, und deren Besitz dauerhaft ist. So lange Gold, oder glänzende Titul, oder Freuden der Wollust, das Ziel unserer Begierden sind, wird diese nur zu seltne Pflanze nie in unserer Seele aufkommen können. Dies sind Güter, die sich uns theuer verkaufen; oft ist ein ganzes, mit Arbeit und Sorgen hingebrachtes Leben noch ein zu geringer Preis für sie. Und sind wir denn in ihrem Besitze, so wird die stets vor uns schwebende Möglichkeit,

sie wieder zu verlieren, uns doch nicht zu Athem kommen lassen. Wir werden alles anwenden, uns unsres Besitzes zu versichern, und endlich doch erfahren, daß dieses nur eine Arbeit der Danaiden war. Und dies ist noch nicht genug. Nun entzündet auch der Besitz der Güter, nach denen wir streben, unsre Begierden immer noch heftiger. Wir wollten diese Flammen dämpfen, und gossen Oel hinein. Arme, gequälte Sterbliche! werdet ihr denn nicht müde, von diesen trügerischen Gütern, wie ein Ball herum geworfen zu werden, die, wenn ihr bey ihnen Ruhe sucht, euch immer weiter fortschleudern? Wie könnt ihr doch glauben, in diesem unruhigen Kreise wahre Glückseeligkeit zu finden? Ists euch ein Ernst, sie zu finden, so soll euch Kriton lehren, wo ihr sie suchen müßt.

Kriton ist von Jugend auf angeführt worden, über sich, über seine Bestimmung, über den Werth der menschlichen Dinge nachzudenken. Mit weisen Grundsätzen bewafnet, tritt er in die Welt; er bleibt am Eingange stehen, ohne selbst daran Antheil zu nehmen. Lange und sichere Beobachtungen, nicht der Eindruck des ersten Augenblicks, sollen entscheiden, welche Parthey er hier zu ergreifen, welche Rolle er zu spielen habe. Er sieht Menschen von blendendem Glanze umgeben, um die sich ein Haufen gebückter Klienten herzu drängt. Alle wetteifern um ihren Beifall; sie fassen jede Miene, jeden Blick auf. Ihre Palläste schimmern von Marmor und Gold: ihre Tafel, ihr

Ge-

Gefolge, alles verkündigt ihre Gröse. Er sieht andre, die täglich von Ergötzungen zu Ergötzungen eilen, und alle nach der Reihe herum kosten, ohne in diesem Kreislaufe je stille zu stehen. Ihr Geist ist nie bey sich selbst; stets tönt das Getümmel irrdischer Freuden um sie her, und schützet sie gegen die leisere Stimme der Sorgen. Die einzige Sorge, die noch Zutritt bey ihnen findet, ist diese, die Kette ihrer Lustbarkeiten immer weiter fortzuführen, und die genossene Wollust immer durch die nächstfolgende zu übertreffen. Sie tanzen auf lauter Blumenbeeten durch das Leben dahin.

Er sieht noch andre mit blutigen Händen der Ewigkeit trotzende Trophäen aufführen. Ganze Nationen beugen sich vor ihnen; ganze Länder zittern vor ihrem Nahmen!

Er sieht noch andre durch lebhaften Witz, oder tiefe Gelehrsamkeit, oder durchdringenden Scharfsinn sich Denkmähler aufführen, die über die Wolken hinaus ragen.

Er sieht noch tausend andre glänzende oder lachende Auftritte; und die Welt scheint ihm ein Paradies zu seyn.

Einige sieht er demüthig in dürftigen Kleidern dahin schleichen, und unter der Last schwerer Arbeiten erliegen. Er sieht Gesichter, die die Spuhren oft ausgestandener Hitze tragen, und Hände, denen ihre harte Rinde die Beschwerlichkeiten ihres Amts bezeugt.

Er sieht den Dürftigen nach Brod schmachten, und die verlassene Wittbe für ihre unerzogenen Kinder zittern: die Welt scheint ihm eine Hölle zu seyn.

Nun schleicht er sich hinter die Scene, und sieht hier jene Grosen, jene halb vergötterten Menschen ihre Rolle niederlegen, und die Theaterkleider abwerfen; und nun stehn elende Thoren da, oder Sklaven schimpflicher Laster. In ihrem Busen brennt Neid und heisser Durst nach Würden, Vorzügen und Einkünften, die noch zu erobern übrig sind. Oft quälen sie Vorwürfe des Gewissens, oft Eckel, und ein dunkles Gefühl des Leeren, das der Genus ihres Glückes zurück läßt. Düster und traurig seufzen andre unter der schweren Sklaverey ihres glänzenden Standes, und verwünschen den Zwang, das Geräusch und die Zerstreuung, zu welchen er sie verdammt. Gern tauschten sie mit dem ruhigen Landmann! Der berauschte Wollüstling klagt über Langeweile, über Düsterheit des Kopfs und Schwäche des Körpers, und würde mit Freuden seiner Rolle entsagen, wenn er zu einer bessern tüchtig wäre. Der gepriesene Held ist hinter der Scene ein Opfer seiner Leidenschaften; ihre Flamme zehrt seine ganze Ruhe und Zufriedenheit auf. Der besungene und nachgebetete Gelehrte ist hier ein Raub schmerzhafter Krankheiten, und schleppt einen vertrockneten Körper unter Kummer und Schwermuth zum nahen Grabe hin.

Das

Das waren nun die herrlichen Scenen, womit ihn die Welt empfieng. Dünste, womit die boshafte Zauberin das Haupt der Unvorsichtigen schwindeln macht, daß sie Schattenbilder für Körper ansehen. Wie freute sich Kriton, daß er dem verführerischen Scheine seinen Verstand nicht sogleich Preis gegeben hatte! Er hatte die Günstlinge des Glückes über ihren Seufzern überrascht; nun schenkte er ihrem Glücke noch eine mitleidige Thräne — und floh. Er hatte genug in der Welt gelebt, um sie kennen zu lernen: nun eilte er aus diesem mühseeligen Getümmel in die Arme der einsamen Weisheit. Ein kleines Gut ward seine Welt, das nur mit seiner Gattin, zwey guten Kindern und einem redlichen Freunde besetzt war. Hier theilte er seine Stunden zwischen seine Arbeiten, und seine Gesellschaft. Die der Arbeit gewidmeten Stunden brachte er bey einer Büchersammlung zu, die zwar klein, aber auserlesen war. Er las wenig, aber durchdachte das wenige aufmerksam, und übte es sorgfältig aus. Einsam, in ernstem Nachdenken versunken, schlich er oft in einem kleinen Haine herum; die Resultate seiner Untersuchungen wurden alsdenn gemeiniglich der Gegenstand des nächsten Gespräches mit seinem Freunde. Wie freute er sich da, an seiner Hand jeder Spur der Wahrheit nachzugehn, und jeden Schimmer eines fernen Lichtes zu verfolgen! Er fand ein Vergnügen darinn, sein Gut selbst zu bearbeiten, und sein Freund war sein Gehülfe. Nach

vollendeter Arbeit empfieng sie ein reinliches Mahl, und heitere Gespräche mußten es würzen. Des Abends besuchten sie gemeinschaftlich die grünenden Fluhren, und athmeten die süssen Düfte ein, die nun die Luft erfüllten. Da erzählte Kriton seinen beyden Kindern etwas von Gott, und zeigte ihnen, wie sie leben müßten, um stets ruhig und zufrieden zu seyn. Wie schön sah er sich dafür belohnt! zusehends wuchs der junge Keim der Tugend, den er in ihre Herzen gepflanzet hatte; zusehends entfalteten sich die Kräfte ihres Verstandes. Nichts fehlte seiner Zufriedenheit. Alles um ihn her war heiter und froh, und in der Freude des einen fand der andere immer eine neue Quelle für die seinige. Selbst die Natur schien an dieser kleinen Gesellschaft einen Wohlgefallen zu finden, und streute ihnen täglich frische Freuden auf ihren Weg. So wandelten sie, Hand in Hand geschlungen, durch das Leben hindurch, und Blumen sproßten unter ihren Füssen hervor. Wenn auch zuweilen der Anblick des Elends ihren Horizont umwölkte, so hatten sie doch auch nicht selten die Freude, dieses Elend zu erleichtern, oder wohl gar zu heben. Wenigstens gieng kein Unglücklicher mit eben so schwerem Herzen aus Kritons Hütte, als er hinein gegangen war.

Beneidenswürdiges Glück, sein Leben so in stiller Ruhe mit sich und seinem Schicksale zufrieden zu durchleben!

O seelig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor grosem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht!
Der, frey vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seelen Kräfte,
Zum Werkzeug stiller Tugend macht!

Eine solche Ruhe muß nothwendig eine dauerhafte Gesundheit gewähren; das Blut fließt leicht und ungestöhrt, und vertheilt unter alle Theile des Körpers die reinsten Säfte. Der Schlaf ist sanft und erquickend, und flieht nur von unsern Augen, um sie wieder den Freuden des Morgens zu öfnen. Wir fühlen uns gestärkt, eilen mit Lust zu unserer Arbeit, und verrichten sie ohne Mühe. Wir werden der Furcht und der Sorgen, dieser Plagegeister der Menschen, ganz entwöhnt, denn sie sind nur in dem Gefolge der Güter, die die Welt austheilt.

Würde, Glanz, Ruhm, Wohlleben, Ueberflus sind Ziele, zu welchen nicht ein jeder hinauf reichen kann, wenigstens kostet es gemeiniglich viele vergebliche Versuche, folglich auch viel Unruhe, Misvergnügen, Furcht und Sorgen. Und sind sie erreicht, so sind wir nicht sicher, ob wir sie nicht wieder verlieren werden, und wir verlieren sie auch oft wieder. Nein, ich entsage euch, armseelige Güter! Mein Bestreben sey Tugend und ein gut Gewissen, und das Bürgerrecht in einer bessern Welt. Hier darf ich nicht mit Angst und Kummer kämpfen; hier stürmen keine auf-

rührerischen Begierden. Ich gehe diesen Gütern mit gelaßnem Schritte nach, und erreiche sie doch. Ich verliere sie nicht, wenn ich sie nicht verlieren will: ich darf meine Nächte nicht schlaflos durchwachen, um sie zu hüten.

Diese Güter sichern mich auch fast gegen alle Noth und Elend. Wer wenig besitzt, und mit diesem Wenigen zufrieden lebt, der giebt dem Glücke wenig Blößen; er lacht seines veränderlichen Eigensinnes. Womit soll es ihn quälen? Was soll es ihm rauben? Die stillen Freuden des Wohlthuns? oder des Nachdenkens? oder der Betrachtung der Natur? oder der Erhebung des Herzens zu Gott? oder des Umgangs mit tugendhaften Freunden? oder die Umarmungen einer zärtlichen Gattin? — Doch halt! hier gehen die Rechte des Glückes an! hier kann es ihn verwunden! Kriton verliert seine Gattin, und seine Ruhe ist dahin. Er weint täglich an ihrem Grabe. Die Fluren, wo er sonst die süssesten Freuden fand, scheinen ihm jetzt öde und melancholisch. Die ganze Natur hat sich für ihn verändert. Er vergräbt sich in eine dunkle Einsamkeit, um ungestört zu seufzen, und wandelt mit seiner Phantasie unter Leichen, Sterbebetten und Gräbern herum. — Ach! es wäre freylich besser, wenn wir unsre Liebe auch bey solchen Gegenständen, die ihrer am würdigsten sind, zu mäßigen suchten, und darauf sähen, daß diese Bande nicht zu fest geschlungen würden; Aber dieses wäre denn doch wohl

eine

eine etwas zu strenge Weisheit! Sind die Bande der Freundschaft und der ehelichen Liebe nicht die schönsten, die edelsten Bande? Und wir sollten gegen sie mistrauisch seyn? Nein, laßt uns dieses Glück nicht selbst verkleinern, so lange es das Schicksal uns gönnt. Wird es uns entrissen, so laßt uns der Menschheit ihren Tribut zollen; ohne Thränen kommt kein Sterblicher davon. Warum wollen wir uns die schönsten der menschlichen Freuden schmälern, da wir uns doch dadurch nicht von dem Antheile der Leiden loskaufen können, dem uns das Loos der Menschheit unterwirft?

Lieber wollen wir sie in vollen Zügen trinken, wenn sie die Güte des Himmels uns reicht, wenn wir auch einen bittern Bodensatz mit verschlucken müssen, als thöricht enthaltsam den kaum gekosteten Becher dem Himmel wieder zurück geben.

Weinen wir zuletzt am Grabe unsrer Geliebten, so wollen wir uns als Märtyrer unsrer Pflicht betrachten; denn Pflicht war es, das Gute zu lieben, wo wir es fanden. Selbst unsre Thränen sind denn Pflicht.

Ich glaube auch aus eben diesem Grunde, daß die Bande der Ehe und der Freundschaft durch die Hand des Todes nicht ganz zerrissen werden; sie sind es werth, unsern Körper zu überleben. Warum sollte Gott Neigungen gewaltsam zernichten, die ihm so sehr gefallen müssen? Warum eine Tugend in ihrer

Blüthe zerknicken? Warum sollten Freunde und Ehegatten ohne den Trost von einander scheiden, die aufgelösten Bande wieder verneuern zu können? Soll die tugendhafte Liebe mit den unordentlichen Neigungen der Lasterhaften einerley Schicksal haben? Soll sie unter allen Tugenden die einzige seyn, die bestraft wird? Alle andere Verbindungen hören auf, weil die Dinge aufhören, durch welche, oder mit welchen wir verbunden waren: aber unsre Freunde, unsre Gattinnen, folgen uns nach; und doch sollen wir in der Ewigkeit vergessen, daß sie unsre Freunde, unsre Gattinnen waren?

Ich komme zu meiner Materie zurück: Die Ruhe der Seele macht uns auch den Uebergang in die Ewigkeit leicht; sie ebnet den Pfad des Todes; und zerstreut seine Finsternisse; sie legt dem sinkenden Haupte ein sanftes Küssen unter. Kriton hat tugendhaft und zufrieden gelebt: er hat keine Ursache, den Tod wider die Mühseeligkeiten dieses Lebens zu Hülfe zu ruffen; und doch sieht er freudig seiner Annäherung entgegen. Sein Ende gleicht dem Untergange der Sonne nach einem heitern Frühlingstage. Er fühlt die zunehmende Schwäche seines Körpers; der Tod schleicht schon in seinen Adern. Nun soll er bald den Gott näher kennen lernen, den er in manchen süssen Augenblicken bewundert, vor dem er oft in stiller Einsamkeit seine Knie gebeugt, den er in der ganzen Natur so herrlich und liebevoll gefunden, oft im

küh-

kühlen Thale, oft auf lachenden Fluhren, oft auf stolzen Gebürgen, oft im dunkeln Haine mit süssen Thränen im Auge, angebetet hatte. Nun kann er bald auf noch hellern Pfaden sich seinem Throne nähern, bald ihn in noch reinerm und erhabenern Glanze erblicken, bald noch freyer und leichter sich in jeder Tugend üben. Das Beispiel so vieler vollkommenen Geister wird ihm Ermunterung und Freude seyn. Nun darf er keine Seufzer der Elenden mehr hören, kein Laster das Haupt empor heben sehen. Nun werden sich ihm alle die Dunkelheiten enthüllen, in denen oft sein forschender Geist vergebens umher geirret war, und alle die Wahrheiten im hellesten Lichte vor ihm stehen, die er hier nur in einer schwachen Dämmerung sah. Nun wird sein staunender Geist den gierigen Blick weit um sich her werfen, und wonnetrunken sich in Anbetung des Höchsten verlieren. Diese reizenden Aussichten beschäftigen jetzt Kritons Seele ganz allein. Um seinen Körper bekümmert er sich nur noch deswegen, weil die zögernde Auflösung desselben seiner Sehnsucht im Wege steht. Sie kömmt, die gewünschte Stunde der Erlösung, und das letzte Wort von seinen starrenden Lippen stammelt Dank gegen Gott.

Von den Vortheilen des Nachdenkens.

Eine der grösten Glückseeligkeiten, deren der Mensch fähig ist, ist das Nachdenken. Für die niedrigern Classen ist es wohl allenfalls entbehrlich: Aber je weiter man von diesen zu dem höhern fortgeht, desto einleuchtender wird der Vortheil der geübten, und der Schade der vernachläßigten Fähigkeit im Denken. Wenn ich mir einen jungen Herrn vorstelle, der sich auf nichts versteht, als um die Toiletten herum zu flattern, und die Schönen mit seichtem Witz und abgeschmackten Süßigkeiten zu unterhalten; oder wenn ich mir ein junges Frauenzimmer denke, dessen Kopf mit nichts als Tändeleyen und Kleinigkeiten angefüllet ist, und das vom Morgen bis in die Nacht nicht zu sich selbst kommen kann, so muß ich mich wundern, daß sie es noch so wenig fühlen, wie unglücklich sie sind.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß eben solche bedaurenswürdige Geschöpfe sich über den Schmuz des Gelehrten lustig machen, der, unter seinen Folianten begraben, sich und die ganze Welt vergißt, und getrost verhungern würde, wenn seine Ehegenoßin sich um die Bedürfnisse des Menschen nicht besser bekümmerte, als er. Und doch glaube ich immer, daß so ein Mann glücklicher ist, als jene. Er fühlt unter seinen geliebten Beschäftigungen das Drückende des Mangels nicht, der seinem Stande beynahe erblich geworden zu

seyn

seyn scheint. Daß es Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens giebt, von denen seine eingeschränkte Einnahme ihn ausschließt, davon weis er nichts. Er ist dem Stande der Natur sehr nahe, wo man keine andren Bedürfnisse kennt, als die, mit welchen der Mensch gebohren wird: Ob er ein feines oder ein grobes Kleid anleget, und ob er viere oder nur eins anzulegen hat, das ist ihm gleichgültig. Ob man ihn in Gesellschaften mit einem gefälligen Lächeln, oder mit kaltsinniger Verachtung aufnimmt; ob ihn die Schönen gern um sich haben, oder lieber wieder gehen sehen, das ist seine Sorge nicht. Wie dauerhaft ist nicht also seine Ruhe! Corinna hingegen, die so herzlich über den altmodischen Schnitt seines Kleides, und über seine steife Verbeugung lacht, wie unruhig und unzufrieden ist sie? Corinna sieht heute eine Bekannte, welche einen schönern Kopfputz trägt, als sie, da sie doch lange nicht mit ihr in gleichem Range steht: das geht ihr durch die Seele. Den ganzen Tag schmeckt ihr kein Bissen; sie ist verdrüslich, sie bringt die halbe Nacht schlaflos zu; sie würde wohl gar krank werden, wenn sie nicht sogleich einen noch kostbarern Kopfputz bekäme, als der ist, welcher sie um ihre Ruhe brachte.

Damis bemerkt auf einem Balle, daß ein Frauenzimmer, auf dessen Gewogenheit er sehr stark gerechnet hatte, mit Doranten lieber tanzt als mit ihm: Sein Blut kocht: er ärgert sich krank, und muß den

Ball verlassen, und ein paar Tage das Bette hüten. So möchte ich doch noch lieber ein staubigter Gelehrter, als ein gedemüthigter Damis, oder eine eifersüchtige Corinna seyn.

Aber dieser Gelehrte beschäftigt sich vielleicht mit Kleinigkeiten: vielleicht vergräbt er sich nur deswegen in eine dunkle Einsamkeit, um eine falsche Jahrzahl zu berichtigen, oder einer verdächtigen Lesart nachzuspühren, oder ein paar Folianten durchzulesen, aus denen er weiter nichts schöpfen kann, als den Ruhm, der einzige zu seyn, der sie gelesen hat: Dann werden ihm freylich seine Einsamkeit und seine durchwachten Nächte nur sehr magre Früchte bringen. Aber wenn er nachdenkt über Wahrheiten, welche das Interesse der ganzen Menschheit betreffen, wenn er nicht sowohl gelehrte als gemeinnützige Untersuchungen zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit wählt; denn steigt er zur höchsten Stufe der Glückseeligkeit hinauf, welche Menschen in den Gränzen der Sterblichkeit erreichen können. Diese Glückseeligkeit ist der Menschheit überhaupt angewiesen. Sie ist nicht blos das Vorrecht des Gelehrten: sie ist das Vorrecht des Menschen. Die frühste Knospe des Verstandes enthüllet schon die Fähigkeit zum Denken: nur daß sie bey vielen sich nur öfnet, um sich auf ewig wieder zu schliessen. Sie muß gewartet, gepfleget, gebildet werden, sonst entziehen ihr die übrigen Kräfte des jungen Menschen ihre Nahrung: sie welkt dahin, und

stirbt. Man beobachte ein Kind: wird es nicht bey jeder Gelegenheit fragen, warum dies geschieht, warum es gerade so geschieht, wie es dabey zugeht, u. s. w. Vernachläßiget man diese ersten Regungen des auflebenden Verstandes, so sinkt er in einem ewigen Schlaf zurück. Der Jüngling, der Mann, der Greis fragt alsdenn nicht mehr, warum geschieht dies? warum geschieht es gerade so? wie geht es dabey zu? Er geht mit dummer Unachtsamkeit durch die Scenen des Lebens hindurch, und es muß schon eine starke Erschütterung in ihm vorgehn, wenn er bey einem Gegenstande einen Augenblick stille stehen soll.

Wie viel entbehrt er aber nicht dadurch? Ich will nur flüchtig die Vortheile durchgehen, die er genießen könnte, wenn er denken gelernt hätte.

Er entbehrt das edelste und fruchtbarste Vergnügen. Seine Kenntnisse erweitern, ist gewis eine Mühe, die sich reichlich bezahlt; aber nur mus es aus einer reinen Absicht geschehen. Es geschieht oft aus Eitelkeit. Wir würden vieles ganz gleichgültig lernen, wenn wir keine Hofnung hätten, es künftig vor den Augen der Welt auszulegen, und ihre Bewunderung zu erregen.

Weit reiner und edler ist das Vergnügen, womit uns die Bildung unsres Herzens belohnt. Von unserm Fortschritt in der Tugend haben wir keinen Zeugen, als uns selbst, und wenn es auch die Welt erführe,

führe, wie wir an Weisheit und Tugend zugenommen haben, so würden wir doch an ihr nur einen sehr kaltsinnigen Lobredner finden. Das Vergnügen also, das wir empfinden, wenn wir im Guten wachsen, kann keine andre Quelle haben, als das Gefühl von unserm innern Werthe. Und dieses Gefühl, dieser stille einsame Beifall unsres Herzens ist weit süsser, als der laute vereinigte Beifall der ganzen Welt. Man fühlt sich alsdenn wirklich gros, und kann sich leicht darüber trösten, daß man von der Welt verkannt wird, man verachtet den Glanz und die Herrlichkeit der Erden, man ist mit dem niedrigen Stande, mit der Dunkelheit, mit der Einsamkeit, man ist mit dem kleinen Loose zufrieden, das uns die Vorsehung zufallen lies, und schöpft seine Ruhe und Glückseeligkeit aus sich selbst.

Menschen, welche am Nachdenken keinen Geschmack finden, müssen nothwendig die Einsamkeit als eine Folterbank ansehen. Die Erfahrung beweist auch, daß diejenigen, welche sich am meisten der Zerstreuung und Gedankenlosigkeit überlassen, am ängstlichsten für der Einsamkeit zittern. Die eckelhafteste Gesellschaft ist ihnen in Ermangelung einer besseren willkommen, damit sie nur nicht allein bleiben dürfen, und man kann ihnen die Marter ansehn, welche sie ihrem Kopf anthun, um Stoff zur Unterhaltung des Gesprächs zu finden, wenn es etwa eine Pause droht. Wer sich aber zum Nachdenken gewöhnt hat, dem

sind

sind die Stunden der Einsamkeit allemal die angenehmsten, und keine Gesellschaft ist ihm lieber, als seine eigne. Es giebt Augenblicke, welche man weder durch Geschäfte, noch durch Gespräche oder Vergnügungen ausfüllen kann. Wer nachdenken gelernt hat, dem werden sie deswegen doch nicht leer bleiben, und folglich wird er jenes fürchterliche Ungeheuer, die Langeweile, niemals kennen lernen, das dem Gedankenlosen oft zum Henker wird.

Nachdenken lehrt uns die Welt besser genießen; Ein flüchtiger Jüngling, der ohne Nachdenken in der Welt lebt, genießet sie nur halb. Er sucht nur den Genus des gegenwärtigen Augenblicks, und hat er diesen genossen, so ist auch das ganze Vergnügen erschöpft; Die Freuden des Lebens verwelken unter seinen Händen, sobald er sie gepflückt hat. Arist weis geschickter mit ihnen umzugehn. Ist er in einer Gesellschaft, so ist er eben so munter und aufgeweckt, als andre. Er ist nicht gleichgültig gegen einen witzigen Scherz; er lacht gern, und weis auch in der Gesellschaft, wo er ist, Fröhlichkeit und Lachen zu verbreiten: aber er überläßt sich der Fröhlichkeit und dem Lachen nicht so sehr, daß seine Vernunft davon betäubt wird. Er weis sich zu regieren, und behält stets Gegenwart des Geistes genug, um nicht nur auf sich selbst aufmerksam zu seyn, sondern auch alles, was um ihn vorgeht, zu bemerken, jede Miene, jedes Wort zu bemerken, was ihm etwa einen Aufschlus

schlus zur Kenntnis des menschlichen Herzens geben, eine gemachte Bemerkung berichtigen, widerlegen, oder bekräftigen, oder zu einer neuen Bemerkung Anlas geben kann. Kommt er nach Hause, so bemüht er sich das Gesammlete in Ordnung zu bringen, und bereichert dadurch seinen Verstand, und bildet sein Herz. Er hat davon den Vortheil, daß auch seine Erholungen für ihn lehrreich werden. Er sammlet da Weisheit ein, wo viele nichts als Thorheit lernen; und was für Fortschritte kann er da nicht in der Weisheit thun, wenn er überall ihren Pfad vor Augen hat, und alles zu seinem Zweck zu nutzen weis! Es giebt Greise, die ihr ganzes Leben hindurch in der Welt und unter Menschen gelebt haben, und doch von der Welt und den Menschen so schief urtheilen, als wenn sie ihr ganzes Leben in einer Einöde zugebracht hätten: aber sie hatten ohne Nachdenken gelebt. Dieses ist unentbehrlich, um die Welt und die Menschen kennen zu lernen; und ein Jüngling, der dazu unfähig ist, wird seine zerstreute, geschäftelose Lebensart schlecht rechtfertigen, wenn er uns bereden will, er suche Welt- und Menschenkenntnis zu erwerben. Man lasse ihn alle Gesellschaften und Assembleen besuchen, man lasse ihn die ganze Welt durchreisen, er wird dadurch nichts gewinnen, als daß er seine eignen Thorheiten mit den Thorheiten andrer Menschen und fremder Nationen vermehrt.

Man

Man lernt auch die Vergnügungen richtig schätzen, wenn man sich gewöhnt, sie nach dem Genusse auf die Wagschale der Vernunft zu legen, wenn man den Eindruck, den sie in unsern Herzen zurück gelassen haben, prüft, wenn man das Angenehme darinnen mit dem Unangenehmen vergleicht, und sieht, auf welcher Seite die grösre Summe ist. Die glänzendsten Vergnügungen kommen bey dieser Untersuchung oft in die unterste Classe. Ein Ball, wo alles versammlet ist, was der Hof und die große Welt Feines, Witziges und Geschmackvolles aufzuweisen hat, wo man aus allen Reichen der Natur das Reizendste und Anziehendste zusammen gebracht hat, wo die Sinne von der verschwenderischen Menge angenehmer Gegenstände ganz berauscht sind, welch ein kostbares Vergnügen! Die Pracht der Wände, der Glanz des geschmackvollsten Putzes, die Reize der blühenden Jugend, der Zauber der Tonkunst, der feine Ton der Freude, der edle, geistvolle Scherz, die Pracht und die Delikatesse der Tafel, alles vereinigt sich hier, uns zu der höchsten Stuffe des Vergnügens zu erheben. Was könnte man schöners denken? — Aber ich begleite die Mitglieder der Gesellschaft nach Hause; ich beobachte sie in ihrem Zimmer, wo sie allein sind: Der Kopf ist mir so düster! höre ich da klagen, ich habe die ganze Nacht schlaflos zugebracht, ich fühle, daß ich gestern meinem Appetite zu gehorsam gewesen bin. Nun kann ich den ganzen Tag nichts vornehmen, ich bin

zu allem verdrossen, ich kann nichts zusammenhängendes denken. — Wenn ein solches Vergnügen schon in den Körper ein solches Unheil stiftet, was für Verwüstung wird sie nicht in der Seele anrichten? Wenn schon der Körper zu körperlichen Verrichtungen verdrossen ist, wie sehr wird nicht der Geist zu geistigen Verrichtungen abgeneigt seyn? Wenn man in weltlichen Geschäften nichts zusammenhängendes denken kann, wie wird man Ideen von abstrakten und geistigen Dingen sammlen und ordnen können? Wie wird man sich zur Anbetung des Höchsten erheben, wie sich zu den Empfindungen des Christenthums ermuntern können? Bey den rührendsten Wahrheiten wird das Herz kalt und unempfindlich bleiben, und an statt über der Betrachtung des Ewigen das Irrdische zu vergessen, wird er über dem Andenken an das Irrdische das Ewige aus dem Gesichte verlieren. Die gestrigen Gegenstände werden immer vor der Phantasie da stehen, und die ernsthaften Gedanken verdecken. Und diese Gegenstände erhalten durch die Phantasie einen neuen Reiz, die sie mit den blendendsten Farben auffrischt. Was entstehn da nicht für schmeichelhafte Copien von ganz mittelmäßigen Originalen? Die Phantasie wischt von dem Original alle seine Flecken hinweg, und bringt dafür Reize an, die das Original nicht hat. So werden die Bilder der gestrigen Freuden heute schon verschönert, morgen vollkommen schön, und übermorgen entzückend vor un-

unsrem Gedächtnisse da stehen. Kein Wunder, wenn alsdenn das Herz sich in diese Freuden verliebt. Und diese Gluth, durch sinnliche Bilder entzündet, verzehrt nach und nach die Liebe gegen Gott und die Tugend, und schmelzt das Herz ganz in Sinnlichkeit um.

Wenn man dies aufmerksam betrachtet, so verlieren die glänzenden, stark in die Sinne fallenden Vergnügungen sehr viel von ihrem Werthe. Man muß sie sparsam, man muß sie mäßig, und mit vieler Behutsamkeit genießen, wenn man sie sicher genießen will. Gleich einem stark berauschenden Tranke, den man blos kosten muß, wenn man nüchtern bleiben will, und der doch, einmal gekostet, uns immer mehr zu genießen verführt.

Weit vorzüglicher sind jene stillern Vergnügungen, welche dem Herzen keine Unruhe kosten, und keine gefährlichen Folgen zurück lassen. Ein geistvolles Gespräch in einer vernünftigen Gesellschaft, ein vertrauter Umgang mit einem Freunde, der Anblick der Reize der Natur, und vorzüglich der Blick in die Freuden jenes Lebens, dies sind dem Weisen die schätzbarsten, die vornehmsten Freuden des Lebens. Er findet, daß seine Natur gerade für diese Freuden geschaffen ist. Jene kann man entbehren: viele tausend entbehren sie wirklich, und sind darum nicht unglücklicher; ohne diese aber würde unsre Thätigkeit erschlafen, und selbst unsre Tugend entschlummern. Daher hat auch die Vorsehung gesorgt, daß sie allen offen stehen.

Hier haben Geburt, Rang und Vermögensumstände keine Mauren und Bollwerke herum geführt; sie werden nicht von Vorurtheilen, Gewohnheiten und Gesetzen bewacht: sie liegen frey und unverwerth vor uns da; nur daß die Sinnlichkeit oft unsre Augen verbunden hält, daß wir vorüber gehn, ohne sie zu sehen. Daher wählen wir denn oft gerade die schlechtesten Vergnügungen, und tragen kein Bedenken, sie mit unserm ganzen Vermögen, mit unsrer Ruhe, Gesundheit und Ehre zu erkaufen. Vernünftiges Nachdenken könnte uns hierüber die Augen öfnen: aber wir wollen nur allzuoft sie uns nicht öfnen lassen, und was wir in jedem andern Falle für die größte Schande halten, darauf beharren wir gerade in dem wichtigsten mit der größten Hartnäckigkeit; nämlich, Thoren zu seyn.

Gewöhnt man sich, über alles ernsthaft nachzudenken, so wird man vieles mit ganz andern Augen ansehen, als es gemeiniglich angesehen wird. Ruhm, Würde, Ueberflus und Pracht verlieren vieles von ihrem blendenden Glanze, wenn man sie nicht flüchtig ansieht, sondern von allen Seiten betrachtet. Was ist Ruhm? Eine schätzbare Sache für den, welcher gern seine Wohlthätigkeit recht weit ausbreiten möchte, aber an und für sich ist es etwas ziemlich gleichgültiges. Dorant ist im Besitz eines grosen Ruhms. Was hat er davon für Vortheile? Ist er deswegen zufriedner, als ein andrer, dessen Nahme kaum in dem Hause

be-

bekannt ist, wo er wohnt? Seine Schriften werden überall gelesen und gelobt: aber wie wenig sind unter denen, die sie lesen und loben, auf deren Beyfall er wirklich stolz seyn kann? Und wie viele, die, indem sie ihn loben, im Herzen nur auf eine Gelegenheit warten, ihn den Verdrus des abgenöthigten Lobes durch einen desto bitterern Tadel büßen zu lassen? Je höher sein Ruhm steigt, desto aufmerksamer lauert die Misgunst auf Gelegenheit, ihn zu stürzen. Wie muß ihm nicht bey jeder neuen Schrift, die er ans Licht treten läßt, bange seyn, daß er nicht etwa seinen Feinden eine Blöse giebt? Und wenn er dieses auch zu verhüten weis, so findet die Misgunst dennoch Wege, ihn zu schaden. Kann sie ihr Gift nicht über seine Schriften ausgiessen, so trift es vielleicht seinen Charakter. Dann tritt vielleicht ein jüngerer Schriftsteler auf, zieht die Aufmerksamkeit der Welt auf sich, und stößt den berühmten Dorant in die Dunkelheit zurück. Seine Bücher, die sonst in allen Bücherschränken standen, wandern nun durch die Hände der Krämer. — Marius hat sich durch seine Siege unsterblich gemacht: Das Volk von Rom betrachtet ihn als seinen Retter, als seinen zweiten Romulus: Aber der Friede, die Frucht seiner Siege, macht ihn den Römern entbehrlich, man vergißt den grosen Feldherrn, dessen Arm man nicht mehr braucht, und überläßt ihn seinem Verdrusse über den Verlust einer Glückseeligkeit, die ihm durch den langen Besitz unentbehrlich geworden

den war. Was ist denn also der Ruhm, wenn er nur so lange dauert, als man daran arbeitet, ihn zu erwerben?

Und was sind denn Würden? Ein vortrefliches Mittel, die Menschen zu quälen, ohne daß sie sich beklagen dürfen. Je erhabener sie sind, desto drückender ist ihre Last. Neid, Misgunst, Sorgen, Furcht, Unruhe, das sind ihre unzertrennlichen Gefährten. Wie viel hat man nicht da zu verantworten? Wie wird man da nicht beobachtet! Wie leicht ist es nicht zu fehlen! Und der geringste Fehler, was für Gelächter, was für Schaam, was für peinigende Unruhe zieht er nach sich! Wie genau muß man da seine Mienen, seine Worte, seine Schritte abmessen! Der Landmann, ermüdet von seiner Arbeit, streckt sich des Abends auf sein hartes Lager ganz ruhig und sorgenlos hin, und sein Herr bringt auf seinem seidenen Bette die ganze Nacht ohne Schlaf unter lauter Kummer und Sorgen hin. Und wie leicht lehrt ein hoher Rang nicht Menschlichkeit und Güte gegen Niedrige, und Mitleiden gegen Elende vergessen? Wie viel sind nicht der Pflichten, die er uns auflegt, und wie häufig die Versuchungen, sie zu versäumen! Was sind denn also Würden, wenn sie uns nur elender machen? Und was ist denn die Pracht, die sie begleitet? Entwölkt sich denn das Gesicht des Grosen, wenn er ein seidenes Kleid anlegt, und ein Ordensband umhängt? Mehrentheils sind Vornehme von Kindheit an diesen

An-

Anblick gewohnt, und wie kann er da einen grösern Eindruck machen, als bey dem Niedrigen ein grober Kittel? Was kann denn noch die Erde aus allen ihren Schätzen hergeben, wodurch sie die Pracht ihrer stolzen Bewohner noch erhöhen, und einen Kützel bey ihnen erregen könnte, der ihnen bey allem ihren gegenwärtigen Glanze unbekannt ist? Die Erfindsamkeit der Menschen ist erschöpft, und erliegt unter der Unersättlichkeit des Stolzes, den sie befriedigen soll. Sie kann keine neue Pracht für ihn mehr finden; und die sie gefunden hat, kann ihn nicht mehr reizen: sie ist alt und kraftlos an unserm Herzen: daß sie nicht abgedankt und vergessen wird, hat sie nur unserm Unvermögen, durch neue sie zu ersetzen, zu danken. Was ist denn also Pracht und Glanz, wenn es uns sobald alltäglich und gleichgültig wird?

Und was ist denn Ueberflus? Kann man denn mehr genießen, als man braucht? Und wenn man auch seine Bedürfnisse nach der Gröse seiner Schätze erweitern kann, (eine Kunst, die wirklich ihrer Vollkommenheit schon sehr nahe ist,) ist man deswegen glücklicher, als der, welcher nur so viel Bedürfnisse kennt, als sein geringes Vermögen befriedigen kann? Hat ein Tyger deswegen ein besseres Loos, weil er mehr zu seiner Nahrung braucht, als eine Ameise? O ich will gern jene unzählbaren Bedürfnisse mit allem, was dazu gehört, sie zu befriedigen, andern überlassen! Was sind sie, diese Bedürfnisse? Tyrannische Ge-

setze des Luxus, welche auf den Untergang unsrer Ruhe, Gesundheit und Vernunft abzielen: Gesetze, welche uns zur unerträglichsten Sklaverey verdammen, und wohl mehr als die Helfte unsrer Jahre der Mode, der Wollust und der Reue preis geben.

Das ist es also, was ich entbehre, wenn ich nicht reich, nicht vornehm und nicht berühmt bin. Dieses alles reiflich überlegt, bewahrt unser Herz gegen den Leichtsinn, der sich kein Bedenken macht, das Schimmernde dem Wahren, das Flüchtige dem Dauerhaften, das Sinnliche dem Geistlichen, das Gegenwärtige dem Künftigen vorzuziehn. Wer vernünftig nachdenkt, fordert von denen, die er hoch achten und lieben soll, etwas mehr, als ein schönes Kleid, als eine vortheilhafte Bildung, als ein einnehmendes Betragen, als einen blendenden Witz. Er sucht wahre Verdienste, und schätzt sie, wo er sie findet, am Bettelstabe so gut, als auf dem Throne. Ein gutes Herz entschuldigt bey ihm leicht das Dürftige des Anzugs und die Mängel des Aeuserlichen. Er selbst verachtet das Urtheil des grosen Haufens zu sehr, um es durch diese Kleinigkeiten zu bestechen, von welchen er so wenig rechnen darf, einen wahren Werth zu erhalten. Zwar kleidet er sich anständig; er vernachläßiget sein äuserliches Betragen nicht; er sucht sich alle die Geschicklichkeiten zu erwerben, welche die Welt von einem Manne von Erziehung erwartet: aber er ist nicht stolz, wenn er, begünstigt von der Natur, einige Vollkommenheit

dar-

darinnen erlangt hat, und er bedauert heimlich die Welt, die ihm wegen dieser kleinen Vorzüge mehr Ehre wiederfahren läßt, als wegen der Vorzüge seines Herzens. Er verachtet von ganzem Herzen die niedrigen Künste, wodurch diejenigen zu gefallen suchen, welche sich arm an innerm Werthe fühlen. Er sagt dem jungen Frauenzimmer, das neben ihm sitzt, keine Schmeicheleyen, noch weniger Lügen vor über ihre weisse Hand, ihre schönen Augen, ihren reizenden Mund: aber er flößt ihr Hochachtung ein durch seine Rechtschaffenheit, seinen Verstand, und durch seine von weisen Grundsätzen gebildete Lebensart. Er mißt in der Gesellschaft seine Höflichkeit nicht nach der Kostbarkeit des Anzugs, oder nach dem Grade des Rangs, sondern nach der Güte des Herzens ab. Er scheut da, wo ihm seine Pflicht winkt, nicht die Urtheile der Welt, und spricht und handelt überall als ein Christ, als ein Mann, der mehr von den Gesetzen Gottes, als von dem Willen der Menschen abhängt. Er lächelt auch bey den Sünden der Könige nicht. Er schweigt ernsthaft stille, wo er nicht reden darf; aber wo keine Verhältnisse seine Zunge fesseln, da redet er frey. Da darf niemand ungerügt die Religion angreifen, oder die Gesetze der Anständigkeit und Sittsamkeit verletzen: Er hält es nicht für Schande, sich öffentlich für einen Verehrer der Religion und der Tugend zu erklären.

Er strebt nicht nach Würden, Rang und Tituln, blos um sie zu besitzen, sondern um dadurch zu

nützen. Wenn ihm zwey Aemter angetragen würden, wovon das eine mit mehr Einkünften, mit einem grösern Range und mehr äuserlichen Glanze und Ansehen verbunden wäre, das andre aber ihm einen grösern Würkungskreis für seine Wohlthätigkeit anwiese, so würde er das leztere wählen. Er weis sich leicht darüber zu trösten, wenn andre ein gröseres Glück erlangen, als er, weil er seine Zufriedenheit in sich selbst zu finden weis, und durch stille Tugend und Würksamkeit für das Beste seiner Brüder zu einer weit erhabenern Gröse empor steigt, als die ist, welche die Patente der Fürsten ertheilen. Gern überläßt er diese Glücklichern dem Geräusche und der Unruhe, welche ihren Stand umgeben, und ist mit dem stillen Glücke zufrieden, welches er im Schoose der Weisheit genießet. Er entzieht sich den blendenden Auftritten, welche die Ruhe seines Geistes unterbrechen könnten, er flieht vor dem Becher der Wollust, der seine Leidenschaften entflammen könnte, und sucht sich immer mehr an den Genus der Art von Glückseeligkeit zu gewöhnen, die er in der Einsamkeit kennen gelernt hat.

Er thut nie einen Schritt aufs Geradewohl, und ohne ihn reiflich überlegt zu haben. Wenn er sich in Verbindungen einläßt, so folgt er nicht dem ersten Eindrucke, nicht einer flüchtigen Betrachtung, sondern er denkt darüber oft und lange nach: er betrachtet sie nicht nur nach ihrer Oberfläche, sondern er sieht sie von allen Seiten an; daher bleibt er auch mehrentheils

vor

vor Reue und Tadel gesichert. Er hat alle Folgen des Schrittes, den er that, voraus gesehen, weil er sich nicht dabey übereilte: nun kommt ihm keine unerwartet. Waren einige unangenehme Folgen dabey, so hat er sich darauf gefaßt gemacht; hat sie gegen seine Standhaftigkeit abgewogen, hat die guten und übeln Folgen unter einander verglichen, und gefunden, daß die Summe der erstern gröser ist.

Durch dieses Mittel hat er seine Gemüthsruhe befestiget. Nur wenig Zufälle können sie erschüttern, nur Zufälle, die menschliche Klugheit nicht voraus sehen, und Weisheit und Tugend nicht vermeiden kann. Dieser sind immer unter den Unfällen des Lebens am wenigsten. Die meisten sind das Werk unsrer eignen Unbesonnenheit und Thorheit.

Der denkende Weise unterwirft dem Ausspruche seiner Vernunft selbst die Dinge, die am unbedeutendsten scheinen. Wer wird lange überlegen, ob man die Gesellschaft, zu der man eingeladen ist, ausschlagen, oder besuchen soll? ob man an der vorgeschlagenen Lustbarkeit Theil nehmen, oder sich ihr entziehen soll? ob man eine gemachte Bekanntschaft fortsetzen, oder fahren lassen soll? ob man eine Kleinigkeit aufwenden, oder für etwas wichtigers aufheben soll? Der Weise überlegt es. Und seine Gründe sind nicht etwa aus den gewöhnlichen Rubriken hergesucht: Was wird dieser und jener davon urtheilen? leidet nicht meine Bequemlichkeit darunter? opfre ich nicht ein gröseres

Vergnügen auf? Bey ihm kommt es nur darauf an, ob er nicht etwa in der Gesellschaft, die er besuchen soll, zur Unmäsigkeit verführt, nöthige Geschäfte aufzuschieben genöthigt, in einen unnützen Zeitaufwand verwickelt, und zu lieblosen Urtheilen über Abwesende hingerissen werden könnte, ob nicht vielleicht sein Hang zu sinnlichen Vergnügungen dadurch zu mächtig werden, ob nicht gewisse Bekanntschaften ihn mit ihren Lastern anstecken, und mit ihren Vorurtheilen umnebeln könnten. Diese Betrachtungen machen ihn sehr vorsichtig in seinen Vergnügungen. Er bestrebt sich, über seine Begierden herrschen zu lernen, und um sich darinnen zu üben, giebt er zuweilen das Geld, das für eine gewisse Lustbarkeit bestimmt war, zur Erquickung eines Armen hin.

Nachdenken schützt auch unsre Vernunft in ihrer Freyheit. Wenn man sich nicht die Mühe geben will, selbst zu denken, muß man sich gefallen lassen, ein Sclave aller derer zu werden, welche wir für uns denken lassen. Wir nehmen ihre Meynungen und Grundsätze blindlings an, und die Stärke unsres Glaubens richtet sich blos nach dem Grade des Ansehens, in welchem sie stehen. Was muß da nicht manchmal für eine sonderbare Verlegenheit entstehen, wenn wir zwischen zwey entgegengesetzten Aussprüchen gleichsam in der Mitte stehen, und von beyden Seiten in die Enge getrieben werden? Unfähig, uns selbst zu hel-

helfen, müssen wir uns einen jeden auf Diskretion ergeben, der uns aus unsrer mislichen Lage erretten will. Wir sind einer Provinz ähnlich, die ohne alle Anstalten zu ihrer Vertheidigung ist, und einem jeden Volke, das Lust hat, davon Besitz zu nehmen, offen liegt, die daher bald diesen, bald jenen Herrn bekommt, und dabey allemal der unglückliche Schauplatz der Kriege werden muß, wovon sie der Preis ist. Und sehr oft ist unsrer Ruhe und Glückseeligkeit sehr viel daran gelegen, was wir für eine Parthey ergreifen. Es wird in unsren Zeiten sehr Mode, Vorsehung, Moralität und künftige Vergeltung zu einem Hirngespinnste zu machen. Man lacht über den Schwachsinn derer, die sich von solchen Vorurtheilen nicht losreissen können, und auf Zeitlebens die Fesseln tragen, die man ihnen in ihren ersten Jahren angelegt hat. An allem zweifeln, und für sich mit eignen Händen ein Religionssystem aufführen, das ist wahre Philosophie, das zeigt von einem grosen Geiste. Diese Sprache reden unsre Schriften und unsre Gesellschaften. Ein Mann, des Nachdenkens ungewohnt, hört so etwas; schon genug, um ihn über seine bisherige Leichtgläubigkeit erröthen zu machen. So will ich nun nichts mehr glauben, denkt er, was mir Männer sagen, die nur einer gewissen Lehrform nachsprechen, weil sie dafür bezahlt werden: denn jene grosen Geister, jene vernünftigen Männer glauben ihnen ja auch nicht. Hinführo will ich annehmen,

daß

daß Gott um die Handlungen und die Schicksale der Menschen sich nicht bekümmert: denn jene grosen Geister, jene vernünftigen Männer nehmen es ja auch an. — Dieser Unglückliche wird krank, und leidet dabey heftige Schmerzen; sein Arzt giebt ihm keinen Trost mehr. Nun wacht sein Gewissen auf: „Ach ich habe Gott vergessen, habe seine Religion verachtet, seine Gesetze mit Füssen getreten, seine Drohungen nicht geglaubt: Nun treffen mich seine Gerichte! Sein Arm liegt fürchterlich schwer auf mir, und wer weis, ob meine Thränen ihn noch entwafnen können! ich zittere, wenn ich an ihn denke, und meine Hände sinken bebend zurück, wenn ich sie zu ihm aufheben will.“ Er läßt einen Geistlichen kommen, und entdeckt ihm seinen Zustand. Der Mann erschrickt, macht ihm Vorwürfe wegen seines frevelhaften Unglaubens, donnert vollends seinen Muth zu Boden, und triumphirt so mit leichter Mühe über die Grundsätze, welche ihm der Umgang und das Lesen der Freygeister eingeflößt hatte. Der Kranke gelobt die eifrigste Besserung: er läßt sich verschiedene Lieder singen, über die er vorher gespottet hatte, kauft sich eine Bibel, und lieset das mit Ehrfurcht, was ihm zuvor Unsinn schien. Nun ist er ein ganz andrer Mensch. Nach einiger Zeit erlangt er seine Genesung wieder. Es fallen ihm wieder Zweifel ein, die er vorher gehört, oder gelesen hatte; darüber nachzudenken, ist ihm zu mühsam er giebt sich also überwunden: Nun legt er

die

die Bibel wieder bey Seite, und verspottet sie bittrer, als jemals.

Welch ein Vortheil ist es nicht auch in dieser Rücksicht, seine Vernunft angebaut zu haben! Arist hört einen Freygeist spotten: er fragt nach seinen Gründen. Was dieser ihm vorsagt, ist ihm schon bekannt: er hat es oft erwogen, und allemal zu leicht befunden: Es wird ihm also nicht schwer, dem Freygeist Punkt für Punkt zu antworten. Er sagt ihm so einleuchtende, so starke, so vernünftige Gründe entgegen, daß jener vor Verdrus und Schaam sich entfernt, und nachher sich wohl in Acht nimmt, nie wieder mit einem so furchtbaren Gegner in die Schranken zu treten.

Nachdenken lehrt uns auch die widrigen Schicksale, die uns treffen, gelassen ertragen. Die Wahrheiten, welche man so oft durchdacht, so oft empfunden hat, kommen uns alsdenn mit aller ihre Kraft zu Hülfe. Man kann sich zwar in den Stunden der Leiden auch an sie erinnern, ohne vorher oft an sie gedacht zu haben: aber sie haben alsdenn nicht Nachdruck genug, um uns zu trösten. Man muß fest davon überzeugt seyn, wenn sie uns alsdenn noch gewis seyn sollen, wenn die Traurigkeit unsern Geist so umnebelt hat, daß er nichts deutliches denken und nichts prüfen kann. Wenn wir nicht vorher die Gründe derselben bewährt gefunden haben, und sie erst alsdenn prüfen sollen: o dann ists zu spät! Wer an seiner Seele leidet, der ist zum Nachdenken verdorben. Da fallen

len uns mancherley Zweifel ein, an die wir vielleicht vorher gar nicht gedacht hatten, und zu unserm Unglück hat da jeder Zweifel ein Gewicht; weil es mit der traurigen Stimmung unsrer Seele harmonirt. Alle trüben und ängstlichen Vorstellungen kommen uns da als wahr vor; so wie einer, der durch ein schwarzgefärbtes Glas sieht, alles, was er betrachtet, in die Farbe der Traurigkeit gekleidet sieht; so erscheinet auch dem Schwermüthigen alles, woran er denkt, eben so trübe und dunkel, als die Wolken, die um seine Seele schweben. Daher kommts, daß wir, wenn wir vorher nie darüber nachgedacht haben, entweder den Trost von einer weisen und gütigen Vorsehung nicht empfinden, wenn unser Herz gewisse Zweifel nährt, deren es sich nicht deutlich bewußt ist, und die es daher auch nicht widerlegen kann: oder daß wir diesen Trost gerade zu abweisen, wenn unsre Zweifel aus ihrer Finsterniß hervor treten, und sich uns im vollen Lichte zeigen. Wie kann ich, ruft ein Schwermüthiger aus der Nacht seiner Verzweiflung, wie kann ich an eine Vorsehung glauben, da ich so viele Jahre schon unter dem drückensten Jammer seufze, und nirgends Erbarmung und Hülfe finde? Wäre ein Gott, der sich die Wohlfarth seiner Geschöpfe angelegen seyn ließe, warum bliebe er so lange bey meinen Seufzern taub, und bey meinen Quaalen unempfindlich? Was kann er für Absichten haben, mich ohne Aufhören zu martern? Warum nöthigt er mich dadurch, wider ihn

zu

zu murren, und mein Daseyn zu verfluchen? Denn mein ganzes Leben, wenn ich es durchgehe, was hat es wohl, daß mir es einigermasen werth machen könnte? — Eine so traurige Sprache würde der Schwermüthige nicht führen, wenn er zuvor oft über sein Leben nachgedacht hätte, und auf die Wohlthaten aufmerksam gewesen wäre, die Gott ihm so reichlich, als einem andern, zufließen lies; wenn er in ruhigen Tagen sich die Mühe genommen hätte, die Spuren der göttlichen Vorsehung, die durch die ganze Welt ausgestreut sind, aufzusuchen, den Absichten nachzuforschen, warum Gott manchmal lange und harte Leiden in unser Leben hinein flicht; die Vortheile zu entdecken, welche die Leiden überhaupt unserm Herzen und seiner sittlichen Verfassung verschaffen, die Kürze und die unvermeidlichen Abwechselungen eines Lebens zu bedenken, das nur zu einer Schule für die Ewigkeit bestimmt ist, die Leiden dessen zu betrachten, der unter allen Menschen am meisten gelitten, und in seinen Leiden die erhabenste Gröse gezeigt hat: und endlich in jene Freuden hinüber zu schaun, wozu er uns die Pforten aufgeschlossen, und den Weg mit seinen blutigen Fußtapfen bezeichnet hat. — Es ist nicht möglich, daß der Christ, der sich in solchen Waffen geübt hat, von der Verzweiflung ganz besiegt werden könnte.

Aber auch die Freuden des irrdischen Glücks können den denkenden Christen nicht besiegen. Ihm ist es stets gegenwärtig, daß Reichthum, Würden und

Hoheit

Hoheit aus den Händen Gottes kommen, und daß Gott sie nicht zum willkührlichen Gebrauche, sondern zur Beförderung des Wohls unsrer Brüder in unsre Hände giebt. Er hält daher über ihre Anwendung die genauste Rechnung, um einst am Tage des Gerichts von dem, was ihm anvertraut war, Rechenschaft ablegen zu können. Gewohnt, sich strenge zu beurtheilen, glaubt er immer den Verbindlichkeiten, die es ihm auflegt, noch nicht Genüge gethan zu haben: Habe ich ihnen noch nicht Genüge gethan, denkt er, so verdiene ich mein Glück noch nicht: und verdiene ich es nicht, wie kann ich darauf stolz seyn? Und wer sind denn die, über die mein Stolz mich erheben will? Meine Brüder sind es: Kinder eines Vaters, Geschöpfe eines Gottes, der ihr Wohl eben so ernstlich will, als das meinige, und vielleicht für das, was ich hier für ihnen voraus habe, sie in jener Welt reichlich schadlos halten wird. Und was ist denn das, worauf mein Stolz sich stützen will? Ein Glück, das ich nicht länger genießen kann, als ein paar Jahre, ein Häufgen Gold, das unzählichen Räubern ausgesetzt ist, und das meinem Werthe nicht das geringste zusetzen oder nehmen kann. Einst deckt mich eben die Erde, unter der der Bettler an meiner Seite ruht, und ich werde unter einen vergoldeten Leichensteine nicht sanfter ruhen, als er unter einem kahlen Grabhügel. Wenn meine Gebeine vermodert sind, wird mein Nahme eben so vergessen seyn, als der seinige. Die,

wel-

welche mir jetzt so viel Liebe und Achtung bezeugen, werden alsdenn nicht mehr nach mir fragen. Und wo mein Geist hinkommt, da gelten mein Rang und meine Schätze nichts mehr; da glänzt vielleicht mancher weit heller, als ich, der hier vor meiner Thüre sein Brod suchte. So will ich also den Niedrigen ehren, so will ich sein trauriges Schicksal nicht durch meinen Stolz noch mehr verbittern; ich will nur dadurch einen Vorzug vor ihm zu behaupten suchen, daß ich wohlthätiger bin, als er es seyn kann. Meine Güter überlasse ich dem Willen des Schicksals: mögen sie mir doch entrissen werden, wenn mir nur die wichtigern Güter bleiben, die ich in meinem Herzen verwahre.

Die Schrecken des Todes.

Sünder! wer du auch seyst, der du jezt, in Finsternis und Dunkel gehüllt, über ein gelungenes Verbrechen dich freust, komm mit mir zum Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes! komm mit mir zum Sterbebette eines Menschen, der bis auf diesen Augenblick so gelebt hat, wie du! Siehe es, wie er die Hände ringt, wie er ächzet, wie er sich und die Mitgenossen seiner Verbrechen verflucht, und vor dem göttlichen Gerichte zittert! Er kämpft mit dem Tode, sein Geist scheint gleichsam mit allen seinen Kräften sich an den erstarrenden Körper anzuklammern, auser welchen ihn schon seine Strafen erwarten. Er sieht den unver-

 meid-

meidlichen Tod, und arbeitet und kämpft doch, um ihm zu entfliehen. Welche Angst! welche Marter! welcher Schweis! Endlich erliegt er unter dem schrecklichen Kampfe, und auf seinem erstarrenden Gesichte drücken sich alle Quaalen der Hölle aus. Und so, o Sünder, wird auch dein Ende seyn, wenn du das bleibst, was du bist! Ja, ja, erblasse, zittre! aber wende das Gesicht nicht weg, fliehe nicht zurück, bis du den Arm des Allmächtigen für dich entwafnet hast!

Sünder, der du jetzt im Taumel geräuschvoller Freuden Gottes und deiner Pflicht vergissest, tritt mit mir hin an eine Bahre! vertausche jenen prächtigen erleuchteten Saal mit einem Zimmer, das der blasse Schein einiger Lampen nur so weit erhellet, daß du das traurige Ende der menschlichen Herrlichkeit sehen kannst. Vertausche das Geräusche, das dich umgiebt, mit einer melancholischen Stille, jene glänzende Versammlung mit einer ernsthaften Einsamkeit, jene wollustathmenden Conzerte mit feyerlichen Sterbeliedern, jene üppigen Tänze mit einem Leichenzuge. Komm, und begleite den Toden an einen Ort, der auch schon auf dich wartet, unterdessen, daß du sorglos nach Ergötzungen jagst. Hier liegen die Trümmern des menschlichen Glücks, die Ueberbleibsel von den Verwüstungen des einbrechenden Todes. Hier liesest du die bitterste Satyre auf den Stolz der Menschen. An diesen Trophäen hängen unzähliche Hofnungen, Entwürfe und goldene Träume! — Hast du nun noch

Lust

Lust zu deinen Ergötzungen zurück zu kehren, und des Todes und des Grabes zu spotten? Beobachte wenigstens noch die Gesichter derer, die um den Toden herum stehen. Diese Traurigkeit, dieser Ernst, diese stumme Betäubung, die aus denselben spricht, ist sie nicht ein Geständnis vom Triumph des Todes? Er brach ein, und verheerte an ihrer Seite, und niemand widersetzte sich ihm. Noch können sie sich nicht von ihrem Schrecken erholen. Schüchtern bezahlen sie ihm jetzt doppelt den Tribut der Ehrfurcht, den sie vielleicht vorher sorglos genug gewesen waren, ihm schuldig zu bleiben. Diese Sorglosigkeit ward durch das Beyspiel, das sie am Verstorbenen sahn, erschüttert. Nun gestehn sie es, daß unsre Freuden, unsre Güter, unser ganzes äuseres Glück, blos von ihm abhängt, und nur so lange unser bleibt, als es ihm gefällt, es uns zulassen. Die Sklaven dieser Freuden, dieser Güter, dieses Glücks sind auch zugleich seine Sklaven; Sie zittern, wenn er, ein furchtbarer Tyrann, seine Ankunft verkündigen läßt. Nur der Christ ist frey: Ihn wird der Tod nie im Triumph aufführen können! Er kommt, und nimmt das hin, was der Christ ihm freywillig überläßt: weiter darf er nicht dringen: fest wie ein Fels steht sein Sieger!

Schon machen die Freunde des Toden sich bereit, ihn zu vergessen: Liege du ruhig, Toder, in deiner Gruft! man fragt nicht mehr nach dir; Dachtest du das wohl im Ernst, da du so emsig um die Gunst

deiner Zeitgenossen warbst, da du dich hoch über sie hinaus zu schwingeu, und deinen Glanz weit um dich her zu verbreiten suchtest?

Liege du ruhig, Toder, in deiner Gruft! Deine Schätze haben neue Besitzer, und freuen sich, durch sie sich in Freyheit gesetzt zu sehen. Dachtst du das wohl im Ernst, da du Gold auf Gold zusammen häuftest, die Hütte des Armen plündertest, und selbst deinem Körper die Bedürfnisse des Lebens vorenthieltest?

Liege du ruhig, Toder, in deiner Gruft! die Genossen deiner Freuden und Ergötzungen denken nicht mehr an dich. Dachtst du das wohl im Ernst, da du ihnen zu gefallen dein Vermögen erschöpftest, deine Gesundheit, deine Ruhe verkauftest, und dich quältest, neue Lustbarkeiten, neue Arzneyen für den Ueberdrus der zuletzt genossenen zu erfinden?

Nun erkenne es, daß alles dieses, was du dir mit so vielem Schweiß, mit so vielen Sorgen, Unruhe, Verdrusse und Selbstverleugnung erkauftest, doch nicht dein war! Armer Thor, du hattest dein ganzes Leben daran gewandt, es zu erwerben, und kaum fängst du an, es zu genießen, so entreisset es dir der Tod! Mußt du nun nicht gestehn, daß es unbesonnen war, Würden, Ruhm, Schätze und Wollüste zu haschen, die du ihn, sobald es ihm gefiel, plündern sehen mußtest? die seinen Triumph nur desto glänzender machen, je mehr du davon gesammlet hattest? Das hies Schätze dem Sande des Ufers am Meere anver-

trau-

trauen, die die nächste daran stoßende Welle fortschwemmt. Jetzt öfnen deine Erben deine Geldkisten, und lachen über deine Thorheiten, die sie, ohne eine Hand zu rühren, in den Besitz solcher Reichthümer setzt. Doch kränke dich darüber nicht! Der Tod wird dich an ihnen rächen, denn auch sie sind Thoren, sind bestimmt, seine Triumphe zu vermehren. — Doch einst wird seinen Siegen ein Ziel gesetzt. Er wird in Fesseln geschlagen, und dient selbst zum Triumph der Helden, die dereinst, mit nie verwelkenden Lorbeern gekrönt, die Gräber unter ihren Füssen zurück lassen werden, wohin er seine Beute gebracht hatte. — Ha! von allen Seiten erschallen Siegsgesänge! ein prächtiger Aufzug! Die Tugend kleidet sich wieder in göttliche Majestät, nachdem sie lange genug in Elend und Verachtung gehüllt gewesen war. Die Sonne sieht durch sie ihren Glanz verdunkelt, und flieht beschämt in ihr Nichts zurück, und alle Herrlichkeiten der Erde liegen unter ihren Trümmern begraben. Hoch über jener Sonne, die wir sonst funkeln sahn, steht der Tempel der Tugend der Ewigkeit trotzend. In seinen strahlenden Hallen jauchzen ihre versammleten Freunde.

Cato von Utika.

Es ist gewiß ungerecht, wenn man den besten unter den Heiden daraus ein Verbrechen macht, daß sie aus Ehrgeitz handelten, und durch diesen Tadel sich

von der Schuld zu befreyen glaubt, die ihre guten Handlungen an unsern Beyfall zu fordern haben. War diese Triebfeder nicht so edel, als es unsre bessere Moral verlangt, so war sie doch gewiß die edelste, die man von Heiden erwarten konnte. Es ist wahr, daß sie sich für ihr Vaterland aufopferten, mäsig lebten, Reichthum und Ueberflus verachteten, gerecht handelten, ihre Zusage heilig hielten, das geschah deswegen weil dieses sie bey ihren Landsleuten in ein gewisses Ansehn setzte, weil man viel von solchen Männern sprach, und sie am ersten zur Verwaltung des Staats zog: Aber waren denn Aufopferung, Mäsigkeit, Genügsamkeit, Treu und Gerechtigkeit die einzigen Wege, zu Würden und Ansehen zu gelangen? Ehrten die Athenienser einen Themistokles nicht eben so sehr, als einen Aristides? War das Andenken des Romulus den Römern minder heilig, als das Andenken des Numa? Wollen wir dieses für nichts gelten lassen, daß die Heiden, deren edle Thaten wir noch bewundern, lieber den Ruhm eines Aristides als eines Themistokles haben wollten? Sie fühlten die innere Schönheit der Tugend, und wenn auch die Hofnung des Ruhmes sich mit diesem Gefühle verband, so verlohr doch diese Triebfeder in dieser Gesellschaft größtentheils ihr Unedles, oder verbarg es wenigstens hinter den Glanz ihres tugendhaften Gefährten.

Selbst Cicero, bey dem dieser eigennützige Trieb so sehr hervor sticht, jauchzt, indem er für Freuden über

den

den Zuruf des Römischen Volkes taumelt, doch zugleich auch über den Beyfall seines Herzens. Wie ungerecht ist es aber nicht, solchen Heiden nichts als Ehrgeitz übrig lassen zu wollen, da doch so viel darauf ankommt, ob dieser Ehrgeitz allein war, oder dem Gefühl von der Schönheit der Tugend zur Seiten gieng, und da das Urtheil sogleich abgeändert werden muß, sobald dieses letztere mit in Rechnung gebracht wird.

Aber wie viel Beyfall sind wir jenen redlichen Heiden schuldig, die auch dem Vorwurfe der Ruhmbegierde entgangen sind; die gerade da den stärksten Eifer für ihre Pflichten zeigten, wo sie Haß, Feindschaft und Schande auf ihrem Wege fanden? Dank sey es der Geschichte, die durch die Beyspiele solcher Männer die Tugend der Heiden gegen das Urtheil partheyischer Richter in Sicherheit gestellt hat. Wo wird ihre Tadelsucht an der glänzenden Tugend eines Cato von Utika, und vieler andern, einen Flecken auffinden können? sie müßte ihnen denn daraus ein Verbrechen machen, daß sie keine Engel waren? Und wie viele solcher uneigennützigen Tugendhaften hat nicht vielleicht die Geschichte in Vergessenheit sinken lassen, eben, weil sie uneigennützig genug waren, mit dem Beyfall ihres Herzens zufrieden zu seyn?

Einer der achtungswürdigsten Männer ist in meinen Augen immer Cato von Utika gewesen; und das

eben deswegen, weil seine rühmlichsten Eigenschaften nicht Ruhmbegierde, sondern einen liebenswürdigen Patriotismus zur Quelle hatten. Dies war eine seltne Erscheinung in den damaligen Zeiten. In einem Zeitpunkte, wo fast jeder Römer sich selbst Vaterland, Freund und alles war, wo jeder für sich die Stützen der allgemeinen Wohlfahrt niederzureissen suchte, um seine eigne auf ihre Trümmer zu erbauen, in einem solchen Zeitpunkte opferte Cato dem Staate seine Kräfte, seine Ruhe und seine Ehre auf, um ihn von der Seite, wo er den Umsturz drohte, zu unterstützen. Da Wollust, Ueppigkeit, Pracht und Verschwendung schon ganz Rom angesteckt hatten, wagte es Cato allein, sich gegen diese Laster aufzulehnen, und sein Haus war stets eine treue Schilderung von dem, was Rom ehemals gewesen war, und noch hätte seyn sollen. Er gieng so weit, daß er der Römischen Prachtsucht zum Trotze die schlechtesten Kleider trug, und sogar öffentlich in blosen Füssen erschien. Aber hatte sich nicht vielleicht hinter diese exemplarische Strenge seiner Lebensart ein geheimer Stolz versteckt? Ich verzeihe ihm diesen Stolz, wenn er ihn wirklich hatte, so gern, daß ich mir gar keine Mühe gebe, ihn deswegen zu vertheidigen. Sollte ein Cato seinen Werth nicht fühlen, der durch den Contrast, welchen seine Landsleute dagegen machten, so sehr erhöht ward? Ich schätze ihn eben deswegen, weil er es des Enkels jenes grosen Cäsars unwürdig achtete, zu einer Asiatischen Weichlichkeit

keit herab zu sinken, und noch zu Cäsars Zeiten das Schimpfliche solcher Sitten fühlen konnte.

Er suchte auch durch das sichtbar abstechende seiner Lebensart nichts weniger, als Aufsehen zu machen, und sich bey seinen Landsleuten in Ansehen zu setzen: dazu verachtete er sie zu sehr. Aber er besaß auch zu viel Grosmuth, und zu wenig Eitelkeit, um sie ganz zu verachten. Ja er liebte sie sogar, und trieb seine Liebe zu einem Grade, zu dem wenige ihn zu treiben Gelegenheit, noch wenigere Lust hatten. Welch ein Römer, der für so ein Rom sein Leben, seine Ruhe und sein Glück aufopfern konnte! Mir kommt es vor, als wenn Cato von der Vorsehung deswegen den Römern geschenkt worden sey, damit durch ihn die Republik, die schon den Einsturz drohte, noch auf einige Zeit erhalten würde, und damit seine Landsleute lernen möchten, wie wenig sie das wirklich wären, was sie seyn sollten. Er war der letzte Römer. Seine Tugend war das letzte Auflodern einer schon niedergebrannten Flamme; es waren die letzten Zuckungen des sterbenden Römischen Geistes und der Römischen Tugend. Ich sage der Römischen Tugend: ohne Bedenken würde ich diese Einschränkung weggelassen haben, wenn nicht die reinere Tugend über seinen Tod erröthen müßte. Cato hatte in seinem Aeuserlichen etwas Rauhes, etwas für den zärtlichen Geschmack der Römer Grobes: aber sein Herz war wohlwollend und menschenfreundlich. Unbiegsam in seinen Grundsätzen,

war er doch nichts weniger als hartnäckig, wo es darauf ankam, sich mit einem beleidigten Freunde auszusöhnen. Munatius war über ihn misvergnügt, weil er ihm, wie er glaubte, mit zu wenig Achtung begegnete, und ihm die Zeit nicht aufopfern wollte, die er seinen Geschäften schuldig war. Munatius hatte also weniger Recht, sich über den Cato zu beklagen, als Cato über ihn, und doch war es Cato, der zuerst die Hand zur Versöhnung bot. Eine Handlung, die ihm um so mehr Ehre macht, je mehr sie ihm, wie es schien, kostete. Munatius war bey einem gemeinschaftlichen Freunde von beyden zu Tische. Cato kommt in diese Gesellschaft, und wählt seinen Sitz gleich neben dem Sitze des Munatius. Er redet zwar die ganze Zeit über kein Wort mit ihm; aber wie schwer mußte es auch einem Manne werden, der so wenig geschmeidig war, eine geschickte Art zu finden, das Stillschweigen zu brechen? Diese Kunst ist mehr der sanften, schmeichelnden Zunge des andern Geschlechtes eigen, und je mehr wir uns von den Sitten desselben entfernen, desto ungeschickter werden wir, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun; Es ist eine gewisse Schaam, ein gewisses Mistrauen, das uns zurück hält, und uns oft das Wort von den Lippen wegstiehlt, das die Losung zum Frieden werden sollte. Und vorzüglich geschieht dieses alsdenn, wenn wir von einer zahlreichen Gesellschaft umgeben sind, und so viele Zeugen von der Verwirrung, in die uns ein so schwerer Schritt setzet, um uns sehn.

Cato macht noch einen Versuch, sich mit seinem Freunde auszusöhnen, indem er ihn allein zu sich einladet. Hier wendet er die stärkste Art von Beredsamkeit an: er fällt ihm um den Hals, und weint, und kann vor Thränen nicht sprechen. — Was verdiente wohl mehr in den Werken der Dichter verewiget zu werden?

Für die Begierde nach Rang und Ehrenstellen war Cato zu gros: Er suchte sie aus keiner andern Absicht, als um durch eine redliche Verwaltung derselben seinem Vaterlande nützlich zu werden. Andern kamen ihre Ehrenstellen nie zu zeitig: einem Cato kamen sie nie zu späte; und fehlgeschlagene Versuche darauf raubten ihm von seiner Ruhe nichts. Seine Landsleute konnten ihn abweisen, aber demüthigen konnten sie ihn nicht. Er fühlte es, daß nicht er, sondern der Staat dabey verlöhre, wenn man ihm das Consultat vorenthielt, und kam von der Versammlung, die ihn zurück gewiesen hatte, so heiter zurück, als der zurück kommen kann, der dem Staate seine Schuld entrichtet, und seine Pflicht erfüllt hat. Rom hatte ihm nur die Entrichtung seiner Schuld erleichtert, und zugleich durch seine Ungerechtigkeit seiner Tugend einen neuen Glanz ertheilt. Der unbelohnte Cato fordert von uns einen Grad der Hochachtung mehr.

Eine der rührendsten Scenen in Cato's Geschichte ist sein Schmerz über den Tod seines Bruders Cäpio. Cäpio hatte nicht die grosen Eigenschaften seines Bru-

ders

ders, und doch ward er von ihm mit einer Wärme geliebt, die uns einen sehr grosen Begrif von der Güte seines Herzens machen muß. Kaum hatte er zu Thessalonich die Krankheit seines Bruders erfahren, so flog er in der gefährlichsten Jahreszeit übers Meer zu ihm hin: aber er fand nur noch seinen Leichnam. Hier brach sein Schmerz durch seine Grundsätze hindurch: Er stürzte sich über den Leichnam hin, und vergoß einen Strohm von Thränen mit den bittersten Klagen begleitet. Wie rührend mußte nicht dieser Anblick für die Anwesenden seyn! Cato in Thränen! vielleicht zum erstenmal in Thränen! In meinen Augen wenigstens ist dieses der rühmlichste Augenblick seines Lebens. Oder verlangt man, daß er mit trockenem Auge einen Blick auf die Leiche werfen, und sich wieder umkehren sollte? Ja, denn er war ein Stoicker: Als ein solcher mußte er über alle Empfindungen des Schmerzes erhaben seyn; das heist, er mußte der Menschheit den Krieg ankündigen, und nach dem stolzen Vorzug streben, nur ein halber Mensch zu seyn. * Wie freue ich mich, daß Cato in diesem Falle kein Stoicker war! Grausamkeit ists, und Undankbarkeit, bey dem Tode derer kalt bleiben zu können, deren Umgang uns ange-

* Perikles hatte durch die Pest in kurzer Zeit einen Sohn, eine Schwester und viele andre Anverwandte verlohren: aber er hielt es für eine Schande, über ihren Tod zu weinen, oder bey ihren Gräbern zu erscheinen.

genehm war, sie in dem Augenblicke zu vergessen, da wir sie verlieren, und die traurigen Trümmer ihres Körpers, der doch wenigstens ein dienstfertiger Dollmetscher des geliebten Geistes war, (wenn wir auch stoisch reden wollen,) mit verächtlicher Gleichgültigkeit zu übersehen. Ich hasse solche Menschen, die nur die Hälfte ihrer Freunde lieben. Der Schatten derselben, den sie durch ihre Fühllosigkeit beschimpfen, scheint uns gegen diese Undankbaren um Rache anzuflehn.

Bey dieser Gelegenheit fällt mir der Gedanke ein, daß Cato's Tugend eben deswegen noch unvollkommen, und nicht ganz tadellos ist, weil sie durch falsche oder überspannte Grundsätze gebildet, eine etwas mürrische Gestalt bekommen hatte. Cato war strenge, männlich, stark. Ein Mann von einem solchen Charakter war in dem Zeitpunkte, in welchem Cato lebte, um desto schätzbarer, je seltner und je unentbehrlicher er für die damaligen Umstände war. Aber Stärke des Geistes, wenn sie nicht durch sanftes Gefühl gemildert ist, kann auch nur unter ähnlichen Umständen einen hohen Grad der Achtung fordern. Sie erhält ihren Glanz von ihrer Verbindung mit Menschen, die dagegen nie damals die Römer auffallend abstachen. Hingegen eine Tugend, wie die Tugend des Sokrates, behält unter allen Umständen, und in allen Verhältnissen, gleichen Werth. Jenes ist republikanische Tugend, dieses ist menschliche. Jene

erregt Bewunderung, diese erregt Liebe. Jene hat eine Farbe, die das Auge blendet: diese hat eine Farbe, die das Auge erquickt. Jene reicht zu gewissen Thaten zu, wo diese zu schwach ist: diese giebt zu allen Handlungen doch wenigstens einige Kraft her. Nur ein Cato konnte dem reissenden Strohme der Laster und eingerissenen Misbräuche, und dem Hasse und der Verfolgung der Mächtigsten unter dem Volke, Troz bieten: ein Cicero konnte nur darüber seufzen. Aber die sanftern Tugenden der Dienstfertigkeit, des allgemeinen Wohlwollens, der Leutseeligkeit, der nachsichtsvollen Menschenliebe werfen, zusammen genommen, eben so starken Glanz von sich, als jene heroische Festigkeit und Entschlossenheit. Indessen sind diese verschiedenen Gestalten der Tugend unter den Menschen traurige Beweise von unsrer Unvollkommenheit überhaupt. Nie ist die ganze Summe aller Tugenden in einer Person vereinigt, und man sollte dem Ansehen nach glauben, daß eine Tugend die andre bestritte, weil Herzhaftigkeit so selten mit Demuth, Mitleiden mit Stärke des Geistes, Nachsicht mit strenger Enthaltsamkeit, Empfindsamkeit mit Gerechtigkeit zusammen wohnt.

Der letzte Auftritt in Cato's Leben ist nicht sein rühmlichster. Hier war es, wo jener edle Stolz, der ihn so viele rühmliche Thaten hatte verrichten lassen, ihn einmal irre führte. Er sah es als einen

Schimpf

Schimpf an, daß er sich für einen seiner Mitbürger beugen sollte. Und für welchen Mitbürger? Ein Cato für einen Cäsar! für einen gewissenlosen Wollüstling, der seinen Sieg auf Unkosten der Gerechtigkeit und Treue errungen hatte! Mit einem Worte, Cato verachtete den Cäsar, und es war ihm unerträglich, auf irgend eine Art sein Leben und sein Schicksal von ihm abhängen zu lassen. Wer übrigens noch die trotzige Unbiegsamkeit seines Charakters kennt, der würde unter solchen Umständen, als damals bey ihm zusammentrafen, wenn er auch nicht wüßte, was er gethan hätte, beynahe mit Gewisheit vorhersagen können, daß er seine Freyheit durch einen freywilligen Tod vor dem Triumph des Cäsars retten würde. Das einzige, worüber man sich bey diesem Schritte wundern muß, ist dieses, daß er noch den Abend vor seinem Tode Plato's Phädon las, der geradezu den Entschlus verdammt, den Cato, nachdem er ihn beynahe zweymal durchgelesen hatte, ausführte. Vielleicht waren ihm noch von dem ehemaligen Lesen dieser Abhandlung einige Zweifel übrig geblieben, die seinen Vorsatz bekämpften. Er wollte sie näher betrachten, oder vielmehr, wenn er sich dieses auch nicht selbst gestand, überwinden, und seinem bestochenen Verstande gelang es: oder vielleicht wollte er auch nur, abgehärtet gegen die Moral des Plato, sich mit seinen schmeichelhaften Aussichten in ein andres Leben vergnügen. Vielleicht wollte er beydes zugleich.

Uebri-

Uebrigens zeigt sich Cato an dem letzten Tage seines Lebens so liebenswürdig, er giebt zu eben der Zeit, da wir seine Härte mit Schaudern ansehn, so vortrefliche Proben von seiner Menschenliebe und gutem Herzen, daß man beynahe vergessen muß, daß sein Tod ein Verbrechen war, und ihn nur für ein Unglück ansieht. Wenigstens wünschte man diesen Flecken weggewischt zu sehn, um ihn in seinem Tode ganz bewundern zu können. Cäsar erkannte die Gröse seines edlen Feindes, und ward beschämt.

Mit diesem grosen Manne starb auch die Tugend der Römer. Wer nach seinen Zeiten mit seiner Nation bekannt wurde, mußte beynahe in Versuchung gerathen, die Geschichte ihrer grosen Vorfahren für einen Roman zu halten. Der höchste Grad, in dem man sich ihnen näherte, war — sie zu glauben, oder allenfalls noch prächtig darüber zu deklamiren.

Ueber die Schmähsucht.

Man muß sich wundern, wie wenig oft auch die Weisesten unter den Menschen dasjenige kennen, was doch für alle Menschen überhaupt das wichtigste und interessanteste seyn sollte, ich meyne die Welt, in der wir leben. Es ist dieses wirklich von solcher Wichtigkeit, daß ich öfters Nachdenken, und Sammlung der Gedanken, aus keiner andern Ursache so sehr schätze, als weil man dadurch richtiger darüber urtheilen lernt.

Sollte

Sollte uns nicht daran gelegen seyn, zu wissen, ob das, was wir für Glückseeligkeit halten, wirklich Glückseeligkeit; und das, was wir für Freude halten, wirklich Freude ist? Und doch betrügen sich hierinnen so viele! Aber dieser Selbstbetrug kommt ihnen auch theuer zu stehen. — Doch ich, der ich so stolz über andre das Urtheil spreche, habe ich mich nicht selbst vielleicht oft betrogen? und betrüge ich mich nicht vielleicht oft noch? O ja, auch ich habe mich betrogen, und die Wunde blutet noch, die mein Irrthum in meinem Herzen zurück lies. Der Balsam, den Vernunft und Nachdenken mir darboten, wirkt für die Gröse des Schadens zu schwach.

Indessen will ich oft nachdenken, und meinen Irrthum bekämpfen. Endlich hoffe ich ihn zu besiegen.

Ich glaubte bisher, das sey eine der schönsten Freuden des menschlichen Lebens, wenn man Gelegenheit hätte, Gesellschaften zu besuchen, wo Witz und Verstand ihre schönsten Produkte dem gesellschaftlichen Vergnügen opfern; wo ein jeder sich beeifert, den reichsten Beytrag zu liefern, und doch auch selbst der, welcher gar nichts beyträgt, ungestöhrt, und mit einem unangefochtenen Rechte den Beytrag der übrigen genießen darf. Das glaubte ich, und zum Theil habe ich es wahr gefunden, und besonders in Gesellschaft wohlerzogener Frauenzimmer wahr gefunden: Das Feine ihrer Empfindungen, das Einnehmende, das Gefällige ihres Witzes, giebt ihrem Umgange, in Rücksicht auf das Vergnügen betrachtet, einen grosen Vor-

zug vor dem Umgange mit Mannspersonen. Und das gesellige Vergnügen gehört ja selbst mit in die Bestimmung des andern Geschlechts.

Aber auch die besten Freuden des menschlichen Lebens haben ihr Bittres: das ist nirgends wahrer, als bey der Art von Freuden, von der ich rede. Hier ist eine Hölle mitten im Paradiese: Denn jener Witz, jene Munterkeit, jene Scherze, die das gesellschaftliche Vergnügen würzen, womit werden sie unterhalten? Mit der geplünderten Ehre der Abwesenden. Und indem ich in der Gesellschaft dieses mit anhöre, fällt mir denn niemals dabey ein, daß ich sicher ebenfalls ihrem Witze in die Hände fallen werde, sobald ich nur weg bin? Was schützt mich vor ihrer gierigen Zunge sonst, als meine Anwesenheit? Als Ulysses in die Höle des Polyphem gerathen war, und sahe, wie einige von seiner Reisegesellschaft von diesem Ungeheuer an die Wand geschleudert, und denn ihre zerschmetterten Glieder stückweise von ihm verschlungen wurden, so begriff Ulysses sehr bald, daß eben dieses Schicksal auch ihn erwartete: Warum vergesse denn ich, aus dem Schicksale andrer auf das Meinige zu schließen? — Aber wenn ich es nun thue, so fällt ja alle meine Heiterkeit, alle Theilnehmung an der allgemeinen Freude hin? Freylich fällt sie hin: aber denn wird doch mein Stillschweigen und mein zurückhaltender Ernst ihnen wegen ihrer Grausamkeit die verdienten Vorwürfe machen; ich werde alsdenn mehr auf meiner Hut seyn,

als

als andre, die mitten unter Lachen und Scherz der Schmähsucht die Dolche wetzen, womit sie sie verwunden soll; Ich werde zittern, so oft ich in eine Gesellschaft trete; ich werde die Augen und die Zungen zählen, um zu wissen, wie viel Wunden meine Ehre bekommen wird; ich werde auf jede meiner Mienen, auf jeden Schritt, auf jedes Wort mit einer Aengstlichkeit Achtung geben, die kaum ein Beklagter vor einem aufgebrachten Richter nöthig hat. Oder ich werde alle Sorge für die Erhaltung meiner Ehre aufgeben, und gleich einem Schiffer, der an der Rettung seines Schiffes verzweifelt, mich ganz den Wellen überlassen müssen. — Doch ich übertreibe die Sache; es giebt ja auch tugendhafte Personen, denen die Ehre ihrer Brüder heilig ist! — Giebt es ihrer? o so müssen sie sehr selten seyn! Denn auch der Tugendhafte wird oft von dem Strohme mit fortgerissen, der, (denn das wird jedermann zugeben,) der alle Ufer überstiegen, und alles, alles beynahe überschwemmt hat. Man zeige mir doch eine Gesellschaft, wo nicht wenigstens einer das Signal zum Angriff gegen die Ehre eines Menschen giebt? Was ist gemeiner? was ist gewöhnlicher? Das erste, was auf die gewöhnlichen Bewillkommungs-Complimente folgt wenn man zusammen kommt, ist: Was giebts neues? — Nun, dieser oder jener hat geheyrathet; dieser oder jener ist gestorben: Was kommt nun? Sein Lob? Wenn ja Lobsprüche der Ehre gewürdigt werden, der Stof des Gesprächs zu seyn, so werden

sie bald wieder abgefertigt: Es ist ein guter Mann — Und nun eine Pause! Das war genug von seinem Lobe. Man könnte vielleicht von ihm einige gute Handlungen erzählen: aber das klingt zu ernsthaft, das gehört auf die Canzel. Es ist genug, daß man da dergleichen geduldig anhören muß. Lieber einen Wink gegeben, was er bey dieser oder jener Gelegenheit für Fehler gemacht hat; oder wenigstens das Gespräch auf eine andre Person gelenkt, deren Blösen der Gesellschaft bekannt sind. Dann wird das Gespräch lebhaft: nun können alle Theil nehmen, nun kann ein jeder, der einen Vorrath an Witz zu haben glaubt, ihn ausstellen. Dabey vergeht die Zeit so unvermerkt, daß sogar die Spieltische eine Stunde länger warten müssen, als gewöhnlich.

Es ist wirklich bey der jetzigen Einrichtung der Gesellschaften beynahe nothwendig geworden, daß man zum Zeitvertreibe ein paar Personen an den Pranger stellt. Was würden nicht sonst die Gesellschaften für Langeweile auszustehen haben, da man beynahe ganze Tage beysammen ist? Ein Glück ist es noch, daß die Erfindung der Charten nicht später gekommen ist: denn wer würde sonst noch vor den Zeitvertreiben der Gesellschaften sicher seyn? Die Thoren, so viel ihrer auch in der Welt sind, würden nicht zureichen, um die Gesellschaften mit Materie zu versorgen: Man würde auch noch die Weisen zu Thoren machen müssen, um

über

über sie lachen zu können, und das geschieht zum Theil auch so schon.

Für den Menschenfreund, für das Wunderthier unter den Menschen, das mit den Fehlern der Menschen Mitleiden hat, und sie aus Mitleiden schont, ist kein besserer Rath, wenn er bey dieser allgemeinen Seuche gesund bleiben will, als daß er die Gesellschaften nur auf kurze Zeit besucht, und daß er, was auch die Welt sagen mag, nie sich überreden läßt, daß Schweigen Schande sey. Ich könnte auch für die menschliche Gesellschaft, und besonders für die Frauenzimmer, die, wiewohl vielleicht mit der wenigsten Schuld, Meisterinnen in der Kunst, die Fehler der Anwesenden zu anatomiren, sind, einen guten Rath geben, wenn es eine angenehme Sache wäre, eine vergebliche Arbeit zu thun; Es wäre dieser, daß man sich mehr um allgemein brauchbare und angenehme Kenntnisse bewürbe, und daß man es nicht zur Schande machte, davon in Gesellschaft zu sprechen: Vielleicht würden alsdenn auch die Gespenster, die Spinnen und andre arme Würmgen, die es sich nicht einmal im Schlafe einfallen lassen, daß jemand sich für ihnen fürchtet, von ihrer Furchtbarkeit und außerordentlichen Ansehen viel verlieren, und manches sonst gute Frauenzimmer an ihrer Ruhe und Sorglosigkeit viel gewinnen. — Aber dieser Vorschlag gehört eigentlich für die künftigen Jahrhunderte.

Doch weil ich einmal von der Unbarmherzigkeit gegen die Fehler andrer rede, so kann ich mich nicht ent-

halten, hierüber noch einige Vorstellungen zu machen. Mögen sie doch schon tausendmal gemacht seyn, mögen sie auch fruchtlos seyn! Ich bin es wenigstens dem Mitleiden gegen meine armen Brüder schuldig, daß ich einen Versuch mache, ihnen Sicherheit zu verschaffen.

Ein gewisser Philosoph, (es liegt nicht viel daran, wie er hies; genug, wenn er die Wahrheit gesagt hat, und die hat er gesagt,) verglich den Menschen mit Lastträgern, die zwey Säcke trügen: einen mit fremden Fehlern vorne, und einen mit ihren eignen auf dem Rücken. Und wie viele solcher Menschen giebt es nicht? Menschen, die für fremde Fehler hundert Augen, und für ihre eignen gar keine haben? Das ist auch die Ursache, daß man gegen die erstern so strenge ist. Wenn man immer sich selbst beobachtet, und mit einem unpartheyischen Auge beobachtet, o denn verliert sich jener Kützel, der uns fremder Fehler spotten lehrt. Auch der beste Mensch findet noch immer etwas an sich zu tadeln! Ja ich darf behaupten, daß die besten Menschen auch am meisten an sich zu tadeln finden. Sie haben die erhabensten Begriffe von der Vollkommenheit, die der Mensch erreichen soll, sie sind am wenigsten partheyisch gegen sich selbst, und sie geben sich die meiste Mühe, ihre Fehler kennen zu lernen. Aber bey dieser Bemühung bleibt ihnen weder Zeit noch Lust übrig, die Fehler andrer auszukundschaften. Thoren hingegen sind immer gegen ihre eignen Fehler blind. Sie verkleinern ihre Fehler auf der

einen Seite so sehr, als sie auf der andern Seite ihre Vorzüge vergrössern. Sie geben sich wohl gar Vorzüge, die ihnen gar nicht gehören; Und mit einer solchen stolzen Einbildung von sich selbst setzen sie sich auf den Richterstuhl, und sprechen das Urtheil über alle Menschen.

Maevius abſentem Nouium cum carperet, heus tu
(Quidam ait) ignoras te? aut ignotum dare nobis
Verba putas? Egomet mihi ignoſco, Maevius inquit;

Und was das sonderbarste ist, sie verdammen an andern sogar die Fehler, die sie selbst an sich haben. Was bey ihnen Sparsamkeit heist, das ist, wenn sie es an andern sehen, Geitz. Was bey ihnen elterliche Zärtlichkeit ist, wird Affenliebe, wenn es andre haben. Indessen sollten sie nicht vergessen, daß andre sich ebenfalls das Recht anmasen, zu richten, und eben so gut ihre Fehler verdammen, als sie selbst die Fehler andrer verdammen. Sie geben ihnen ja selbst das Schwerdt wider sich in die Hände: Sie tadeln, sie spotten, sie verbreiten die Fehler andrer: dadurch lehren sie andre, wie sie es mit ihnen machen sollen.

Quam temere in nosmet legem ſancimus iniquam!

Und sie denken nicht daran, ihre Fehler abzulegen: sie überliefern sich also freywillig dem Gerichte, das sie durch ihr Beyspiel autorisiren. Wie können wir doch so sorglos bey unsren Fehlern seyn, da wir in einer Welt leben, wo jeder Schritt seinen Richter findet? Selbst die Vernünftigsten entgehen oft dem Tadel nicht.

Wenn sie alle Mühe angewendet haben, die sie anwenden konnten, um jeden Flecken von ihren Charakter abzuwischen, so tragen sie vielleicht den Kopf etwas schief, oder verpfuschen manchmal ein Compliment, und denn sind sie schlimmer daran, als ein Sylla, ein Nero, ein Sejan, ein Molinos. Man muß daher nicht blos die Fehler des Herzens an sich beobachten, sondern auch die äuserlichen Fehler. Wenn man auf diese Art in allen Stücken scharf auf sich Achtung giebt, so wird man gewiß auch vorsichtig und schonend in der Beurtheilung andrer werden. Man wird durch eigne Erfahrung belehrt, wie leicht es ist, Fehler anzunehmen, und wie schwer, sie wieder abzulegen. Wie könnte man es alsdenn noch einem andern so hoch anrechnen, wann ihm eben das wiederfährt, was allen Menschen begegnet, wenn er den Tribut der Menschheit bezahlen muß? Man wird alsdenn nicht mehr über die Fehler andrer lachen, denn man lacht gewis über seine eignen nicht. Und wahrhaftig! das ist auch der höchste Grad von Grausamkeit. Es wäre noch eher zu verzeihen, wenn man darüber lachte, daß jemand die reissende Gicht, oder den Krebs, oder den kalten Brand hat, als darüber, daß jemand am Geitze, am Stolze, an der Verschwendung krank liegt. Dort sucht ein jeder zu helfen: man holt Aerzte über Aerzte, man bestürmt das Uebel mit Arzneyen: dort läßt man ruhig das fürchterliche Gift durch das Herz schleichen, man sieht, welch ein Heer von innerlichen Krankheiten

sen diesem Gifte nachfolgen, wie verlassen und rettungslos der Unglückliche ist, wie mit schnellen Schritten schwarzes Verderben über ihn herein bricht: Man sieht es, und lacht!

So grausam war doch jener Römer noch nicht, der bey der Tafel einen verurtheilten Gallier vor sich bringen lies, und denn dem Henker befahl, ihm vor seinen Augen den Kopf abzuschlagen, damit er einem jungen Menschen, der an seiner Tafel speisete, ein angenehmes Schauspiel verschaffen möchte. — Er lachte doch nicht, da der Unglückliche blas und zitternd vor ihm da stand, und denn blutend zu seinen Füssen hinstürzte!

Ein Mensch, der sich bemüht, seine Fehler zu bessern, und andrer Fehler mit Mitleiden betrachtet, ist auch mehr gegen die boshaften Nachreden andrer gesichert. Man wird doch gröstentheils eine so edle Denkungsart im Herzen verehren, und giebt es ja noch einige, die sich an ihm vergehn, so findet er doch bey diesem Schicksale allgemeines Mitleiden. Der bessere Theil der Menschen wird es gewis nicht ohne Kränkung sehen, daß der, der alle andre schont, selbst ein Opfer der Tadelsucht werden muß: Und ein jeder Vernünftige wird seine Ehre gegen die Tadelsucht in Schutz nehmen.

Aber hat denn die Sache, wider die so viel geschrien und geeifert wird, wirklich so sehr viel auf sich? Greift man denn den Nächsten mit Feuer und Schwerdt

an, daß man so viel Lärmen macht? Was ists denn, wenn man die Sache in der Nähe betrachtet? Ein paar Worte, eine kleine Spötterey, ein unschuldiger Scherz! — Nur ein paar Worte? Warum verweigert man denn also der Liebe des Nächsten ein so wohlfeiles Opfer mit solcher Hartnäckigkeit? Nur ein paar Worte? Aber sind nicht ein paar Worte oft schon hinlänglich, um das ganze Glück des Nächsten zu zerstöhren, ihn ins tiefste Verderben zu stürzen, zu ermorden?

Da Philippus, der König in Mazedonien, sich von neuem gegen die Römer zum Kriege rüstete, so sagte sein ältester Sohn Perseus in geheim zu ihm: Mein Bruder Demetrius ist auf der Seite der Römer, und will dich an sie verrathen: Da wurde der König aufgebracht, und befahl in der Hitze, den Demetrius hinzurichten. So mußte Demetrius sterben, und war unschuldig. Noch verabscheut die Nachwelt das Andenken des Perseus: aber man thut ihm Unrecht; er ist zu entschuldigen, denn es waren ja nur ein paar Worte, die er sprach! Höre auf, Nachwelt, ihn für einen Bösewicht, für einen Mörder zu halten, er hat weiter nichts gethan, als ein paar Worte von seinem Bruder gesprochen! Dafür kann er nicht, daß sein Vater ihn umbringen lies: das hatte er ihm ja nicht geheißen!

Man spricht in einer Gesellschaft von einem jungen Frauenzimmer: Sie soll sehr genau mit einer gewissen Mannsperson bekannt seyn, sagt jemand in der Gesell-

schaft: Das hört ein junger Mann, der in der Stille eben diesem Frauenzimmer Heyrathsanträge gemacht hatte: und sogleich ändert er seinen Entschlus, und den folgenden Tag geht er zu ihr hin, und sucht ihr unter allerhand Entschuldigungen beyzubringen, daß er die Verbindung mit ihr aufgeben müsse. Schnell fliegt das Gerüchte von der zerschlagenen Heyrath durch die ganze Stadt, und nun ist das junge Frauenzimmer auf ewig zum ehelosen Stande verdammt, ohne es durch etwas sonst verdient zu haben, als durch zu wenig Vorsicht in ihrer äuserlichen Aufführung. Indessen kann die Person, die eine unbehutsame Aufführung zu einer lasterhaften machte, diese kann davor nichts. Sie hat nur ein paar Worte von ihr gesprochen.

Nein! nein! es ist keine Kleinigkeit, ein paar Worte von jemand sprechen! Gesetzt auch, daß jener die Würkung dieser Worte nicht den Augenblick empfinden muß, so sind sie ihm deswegen nicht weniger schädlich. Er verliert dadurch einen Gönner, er kommt um einen Freund, der deswegen nach und nach gegen ihn kalt wird, weil er dieses oder jenes von ihm hörte. Zum wenigstens läßt eine üble Nachrede doch bey allen, die es hören, einen nachtheiligen Eindruck zurück. Die Achtung, die sie vielleicht vorher gegen ihn hatten, verschwindet; und wie viel ist nicht die Achtung der Menschen werth! Selbst diejenigen, die sie andern aus Muthwillen rauben, thun es sehr oft, um sich selbst Achtung zu erwerben: Sie wollen eben durch die Geschick-

schicklichkeit, mit der sie andre verächtlich machen können, sich selbst zum Gegenstande der Bewundrung machen; Die Grausamen! das, was ihnen doch selbst so lieb ist, entreissen sie andern, vielleicht Unschuldigen, mit lachendem Munde! Wenn sie es doch einmal versuchten, in ihren Gesellschaften eben so beissende Glossen über sich selbst zu machen, als sie über andre machen! Würden sie es wohl über die Lippen bringen können? O sie würden alsdenn wohl einsehen, daß ein paar Worte keine Kleinigkeit sind! Wie oft ist nicht schon eine boshafte Zunge die Veranlassung zu den bittersten Zwistigkeiten zwischen Gatten, Freunden, Geschwistern, Kindern und Eltern gewesen? Die Büchse der Pandora hat weniger Unglück gestiftet, als eine Zunge von einem boshaften Herzen regiert.

Ein liebenswürdiges Frauenzimmer in Lyon hatte den Grafen N. geheyrathet, der in seiner Jugend etwas ausschweifend gelebt hatte, aber durch die Bekanntschaft mit diesem Frauenzimmer vollkommen gebessert worden war; Er hatte auch glücklich zu verhüten gewußt, daß seine Braut von der Geschichte seiner vorigen Jahre nichts erfuhr. Ein Jahr lebten sie nun schon in der vergnügtesten Ehe mit einander, als eine Person nicht weit von dem Orte, wo des Grafen Güter waren, auf welchen er sich vorher immer aufgehalten hatte, nach Lyon kam: Als sie hörte, daß dieser Graf sich mit einem so würdigen Frauenzimmer vermählt hätte, so schlug sie die Hände zusammen:

Mein

Mein Gott! das hätte ich nicht gedacht, daß der eine so vortheilhafte Verbindung finden würde! Es ist ja ein erzlüderlicher Mensch! Hierauf fieng sie an, alles, was sie von ihm wußte, oder auch zum Theil vergessen hatte, ergänzt durch eigne Zusätze, hervor zu suchen. Das erzählten nun die Leute freylich weiter, das Gerüchte eilte, es der ganzen Stadt bekannt zu machen. Natürlicher Weise erfuhr es auch die Gräfin: sie trug Sorge, diese Erzählungen zu unterdrücken und zu verhüten, daß sie nicht bis zu den Ohren ihres Gemahls kamen; aber das konnte sie nicht verhüten, daß sie nicht einen sehr tiefen Eindruck bey ihr machten. Sie sank in eine tiefe Schwermuth, wovon sie aber die Ursache keinen Menschen, am wenigsten ihrem Gemahl, so sehr er auch deswegen in sie drang, entdeckte. Sie beobachtete nunmehr alle seine Schritte, und wie der Argwohn immer sinnreich genug ist, sich selbst zu quälen, so fand sie auch in den unschuldigsten Dingen Verdacht, weil sie ihn suchte. Sie ward immer zurückhaltender gegen ihren Gemahl: Weil sie indessen dabey außerordentlich litt, so fiel sie in eine auszehrende Krankheit, und starb im 3ten Jahre ihrer Ehe, die seit der Ankunft der unglücklichen Person, die die Urheberin der nachtheiligen Gerüchte von dem Grafen war, keine frohe Stunde mehr gehabt hatte.

Ein herrlicher Triumph für einen boshaften Erzähler, die Trümmer der Freundschaft, der Liebe, der Eintracht, der Ruhe in Familien unter seine Füsse zu tre-

treten! Die Seufzer, die Thränen, den Kummer zu sehen, wovon er die Ursache ist! Die Vorwürfe, das Geschrey, das Gezänke, die Rache zu sehen, woran er schuld ist! und denn mit höllischen Lächeln zu dem Satan sagen zu können: Siehe, ich habe dein Werk vollendet!

Wir brauchen nichts mehr, als noch ein paar boshafte Zungen, so ist die Welt vollkommen in die Hölle verwandelt. Was ist ihm wohl unmöglich? Welches Glück ist so blühend, das sie nicht zerstöhren, welche Zufriedenheit so fest gegründet, die sie nicht erschüttern könnten? Besitze alle Tugenden und alle Vorzüge, die ein Mensch besitzen kann: die Verläumdung weis sie zu entstellen. Sey munter und gefällig: die Verläumdung nennt es Frechheit. Sey ernsthaft und behutsam: die Verläumdung nennt es Grobheit. Sey verschwiegen: die Verläumdung nennt es Tücke. Sey mäsig in Vergnügungen: die Verläumdung nennt es Geitz. Sey gastfrey: die Verläumdung nennt es Verschwendnng. Seht Freunde der Tugend, so geschickt ist eure Feindin! Erwartet also nicht, daß man euren Verdiensten durchgängig werde Gerechtigkeit wiederfahren lassen: Unvermuthet kommt ein Mensch, der es andern als ein Verbrechen anrechnet, Tugenden zu besitzen, die er selbst nicht hat, und eure Achtung, euer Ansehen ist dahin! Es kostet ihm eine kleine Spötterey, eine kurze Anekdote, und man fängt an, euch zu verachten. Es schmerzt tief; es ist wahr;

ent-

entsagt indessen die Tugend nicht! weint in der Stille hinauf zu Gott; er wird einst richten zwischen euch und denen, die euch eure Ehre rauben. Euer Kummer und eure Thränen werden nicht länger dauren, als bis zum Grabe. Wenn einst friedliches Gras eure Asche bedeckt, denn werden eure Verdienste Gerechtigkeit finden; die billigere Nachwelt öfnet euren Verläumdern nicht mehr das Ohr.

Virtutem incolumem odimus:
Sublatam ex oculis, quaerimus invidi.

Und einst am Tage des Gerichts wird eure Tugend in ihrem vollkommensten Glanze strahlen: Sie werden sie sehen, eure Verleumder, und mit allen ihrem giftigen Neide werden sie sie nicht verdunkeln können. Seht auf das Schicksal eures Erlösers: Niemand ist so vollkommen, wie er war; aber die Lieblosigkeit, die noch jetzo die Tugend unter Spott und Verachtung begräbt, vergriff sich auch an ihm. Er verrichtete Wunder: Die Pharisäer traten auf, und nennten ihn einen Zauberer. Er suchte den Umgang der Sünder, und besserte sie: Die Pharisäer sagten: er sucht seines Gleichen. Er ehrte Gott durch den Genus der Freuden dieses Lebens: Die Pharisäer sagten: er ist ein Wollüstling. Das Geschlecht der Pharisäer ist noch nicht ausgestorben. Uebt nur jede Tugend gewissenhaft aus: ihr werdet bald Leute finden, die eben die Maschinen wider euch spielen lassen, womit jene unsern Erlöser angriffen. Seyd ihr bey ausschweifen-

den

den Scherzen ernsthaft, so sagen sie: das ist ein Kopfhänger; Entfernt ihr euch von gewissen Ergötzlichkeiten, die nicht allemal für die Unschuld des Herzens gleichgültig sind; so sagen sie: das ist ein Hypochondrist; Enthaltet ihr euch von zu niedrigen Schmeicheleyen: so sagen sie: das ist ein Mann ohne Lebensart; Sprechet ihr in Gesellschaft ein Wort, das Beziehung auf Religion und Tugend hat: so sagen sie: das ist ein Heuchler.

Unseelige Kunstgriffe! wirklich ist es durch euch so weit gekommen, daß die Tugend sich scheut, öffentlich sich sehen zu lassen, und stets in den Tempeln und in den geheimsten Zimmern, wohin kein fremdes Auge dringt, eingeschlossen bleibt. Der Tugendhafte zittert, wenn er tugendhaft vor der Welt seyn soll: Wohl zehnmal nimmt er sich in der Stille vor, die Parthey der Religion öffentlich zu ergreifen, wenn sie öffentlich angegriffen wird: Umsonst! sein Muth verläßt ihn, sobald der Fall da ist. Der Spötter hebt frech seine Stimme empor, und fürchtet keine Schande: der Tugendhafte schlägt die Augen nieder, und schweigt. Er setzt sich oft vor, in Gesellschaften die Rechte der Sittsamkeit zu vertheidigen: aber vergebens: sein Entschlus verschwindet, wenn er ausgeübt werden soll. Der Wollüstling tritt kühn die Schamhaftigkeit mit Füssen: der Tugendhafte wagt es kaum, darüber zu erröthen. Freylich hat jener auch nichts, und dieser alles zu befürchten. Denn man

ist

ist nie sicherer vor Spott und Tadel, als wenn man gewisse Laster ganz ungescheut auf der Spitze der Zunge trägt. Dem Witzling, der Tugend, Religion und Sittsamkeit mit jedem Worte entweihet, dem weicht die Schmähsucht ehrerbietig aus: ihm ist alles erlaubt; an ihm ist alles schön und artig.

Ich habe vielleicht schon genug gesagt, um zu beweisen, wie häslich die Schmähsucht ist: aber ich halte es nicht für überflüßig, noch etwas zu erinnern: Die Schmähsucht entspringt aus den schlimmsten Quellen. Wer gern von andern Böses redet, der erklärt sich dadurch entweder für neidisch, oder für stolz, oder für einen Müßiggänger.

Arist, ein sehr verdienstvoller Mann, hat eine einträgliche Bedienung erhalten: Ich weis nicht, sagt Cleanth, wie der dazu gekommen seyn muß: durch seine Verdienste wenigstens nicht: denn ich weis keinen ungeschicktern Mann auf der Welt. Man möchte immer noch einen Menschen für ihn besolden, der an seiner Stelle seine Arbeit verrichtete. Hätte man mich in dieses Amt gesetzt: ich stehe davor, es sollte alles zehnmal besser gehen.

Charlotte erscheint in einem neuen Kleide: Das ist doch entsetzlich, ruft Louise aus, was die Frau für Staat macht! Sie bildet sich aber auch recht viel ein: In ihren Augen ist sie die schönste Person in der gan-

zen Stadt. Man sehe nur, wie sie sich ziert, wenn sie auf der Gasse geht, und wie sie den Kopf auf alle Seiten dreht, als wenn sie befürchtete, daß etwa jemand ihr schönes Gesicht nicht genug bemerken möchte. Warum trage ich denn nicht alle Wochen ein neues Kleid? Mein Mann ist ja eben so viel, als der ihrige: Aber freylich so schön bin ich nicht! Mich bemerkt niemand, daher habe ich auch nicht so nöthig, mich zu putzen.

Ich wundre mich nur, daß man bey solchen erbaulichen Reden den Neid nicht sorgfältiger verbirgt, der sie verbirgt, der sie veranlaßt. Es verliert doch das, was sie sagen, alle Glaubwürdigkeit, wenn man so deutlich sehen kann, warum sie es sagen. — Doch es finden sich ja noch immer Leute, die gern alles von andern glauben, wenn es nur etwas böses ist. Sie bekommen doch allemal daran einen Stof zur Unterhaltung der Gesellschaften.

Sehr oft diktirt auch der Stolz solche lieblose Urtheile. Es giebt Leute, welche sich für Meisterstücke der Schöpfung halten, welche wohl allenfalls, wie ehemals Alfonsus der Neunte, Gott hätten guten Rath geben können, wie die Welt noch besser einzurichten wäre. Diese sehen auf alle Menschen neben sich mit Verachtung herab: Alles, was andre thun, ist nicht recht. Ist einer in einer Sache unglücklich, so liegt die

die Schuld nur daran, daß er sie nicht um Rath gefragt hat: Ist er glücklich, so hätte er gewiß noch glücklicher seyn können, wenn er ihnen gefolgt wäre. Sie können nicht leiden, daß noch jemand auf der Welt klug seyn soll, außer sie. Daher finden sie auch an den klügsten Personen noch tausenderley auszusetzen. Ueberhaupt sprechen sie von nichts lieber, als von dem Versehen andrer. Da, glauben sie, strahlt ihre Weisheit in ihrem stärksten Glanze, wenn sie einer ganzen Gesellschaft an den Fingern herzählen können, wie viel dieser, wie viel jener Fehler gemacht hat, und denn gleichsam vom Catheder herab demonstriren, wie er es hätte anfangen müssen, wenn er klug hätte handeln wollen.

Jene Art der Schmähsucht ist giftig: diese ist lächerlich. Aber es giebt noch eine Art, die der Müssigang erzeugt, und diese ist die gefährlichste. Es giebt Leute, die, weil sie weiter keine Bekanntschaft haben, von Haus zu Haus gehen, überall mit der schärfsten Genauigkeit auf alles, was sie sehen und hören, Achtung geben, und alsdenn eilen, mit dem, was sie gesehen, oder gehört haben, andern ein Geschenk zu machen. Sie bekümmern sich wenig darum, ob sie richtig gesehen, oder die Wahrheit gehört haben. An Wahrheit ist ihnen so wenig gelegen, daß sie nicht nur alle Neuigkeiten, die sie hören, sie mögen viel oder wenig Zuverläßigkeit haben, mit gleicher Zuversichtlich-

keit weiter liefern, sondern auch noch ihre eignen Zusätze dazu geben. Ihnen ist es gleichgültig, ob das Böse, was sie andern zu erzählen haben, einen Freund oder einen Feind betrift. Diejenigen, die ihnen die meiste Freundschaft erzeigen, sie am öftersten um sich haben, sie am meisten ihrer Vertraulichkeit würdigen, sind ihren boshaften Nachreden am meisten ausgesetzt. Die Ottern! fühllos gegen Dankbarkeit und Ehre, verwunden sie den Busen zuerst, der sie erwärmt hat! Freundlich und schmeichelnd, so lange sie um diejenigen sind, die mit ihnen umgehen; bitter, sobald sie vor ihren Ohren sicher sind, suchen sie nur durch ihre Verstellung Geheimnisse auszulocken, die sie hernach zum Nachtheil derer, denen sie sie entlockten, überall bekannt machen. Sie wissen, daß sie sich nicht durch Verdienste und Geschicklichkeiten empfehlen können, und wählen daher den niederträchtigsten Weg, sich den Zutritt in Familien zu öfnen, indem sie ihre Zeitungsträger werden. Wer kann sich vor solchen Personen sichern? Läßt man sie alles sehen und hören, so erfährt die ganze Stadt unsre Reden und Handlungen; sucht man sich ihren Augen und Ohren zu entziehen, so erfährt die ganze Stadt ihre Vermuthungen über unsre Reden und Handlungen, und das ist noch viel schlimmer. Denn für ihnen etwas verbergen, ist in ihren Augen schon genug, um sie zu dem nachtheiligsten Verdacht zu berechtigen. Welch ein Fluch muß nicht auf solchen Zungen ruhn!

Androgyn.

Es ist kein unerträglicheres Geschöpf auf der Welt, als jene Mitteldinge zwischen Mann und Weib, die sich des Vorrechts, das ihnen die Natur gegeben hat, schämen, und aufhören, Männer zu seyn, um verächtliche Weiber zu werden. Androgyn ist ein solches Geschöpf. Von Jugend auf war es seine wichtigste Beschäftigung, sich in allem dem unterrichten zu lassen, was eine Kammerjungfer wissen muß. Er kannte keine grösre Ehre, als an der Toilette gebraucht werden zu können. In der That hat er es auch darinnen weit gebracht. Niemand kann aus den Haaren eines Frauenzimmers ein künstlicheres Gebäude aufführen, als Androgyn. Die Dame, welcher er das Halstuch gesteckt, und die Falten des Kleides geordnet hat, darf auch die schärfsten Blicke der Tadelsucht nicht fürchten. Sein glückliches Gedächtnis verliert gewis keinen von den Nahmen, womit die Mode ihre täglichen Geburten tauft; Er weis an den Fingern herzuzählen, worinnen der Anzug einer Dame, mit der er gestern spielte, von der Spitze ihres Aufsatzes bis auf ihre Schuhschleifen bestanden hat. Er ist daher in den Gesellschaften des Frauenzimmers immer ganz unentbehrlich. Denn wann dieses seine Bekannten und Kirchennachbarinnen auch noch so scharf gemustert hat, so hat es doch noch nicht den ganzen Vorrath von Anmerkungen erschöpfen können, den Androgyn mit der

Lorgnette in der Hand gesammlet hat. Und überdies hat Androgyn den ganzen Tag nichts weiter zu thun, als Toiletten, Assembleen, Bälle, Komödien und Opern zu besuchen. Er versäumt auch in diesem Berufe gewis so leicht nichts. Man vermißt ihn in der Komödie nie, außer wenn zu gleicher Zeit ein Ball ist. Er mag nun seyn, wo er will, so hält er es für seine Pflicht, den ganzen Putz einer jeden anwesenden Dame so aufmerksam zu beobachten, und so sorgfältig seinem Gedächtnisse anzuvertrauen, daß die Gesellschaft, welcher er morgen Rechenschaft davon ablegen will, gewis nichts an seinem Berichte wird aussetzen können. Niemand weis eine schöne Hand artiger zu küssen, niemand eine Envelope mit mehr Grace umzugeben, als Androgyn. Sein täglicher Umgang mit dem schönen Geschlechte hat alles Männliche von seiner Person so gut herunter geschmolzen, daß auch selbst der Ton seiner Stimme mit der Delikatesse der weiblichen wetteifert. Er ist sogar in ihrer Gesellschaft reizender geworden, wenigstens hat seine gute Meynung von seiner Person ansehnlich zugenommen, seit dem er sich alle Morgen mit gewissen Wassern wäscht, wodurch die menschenfreundliche Erfindsamkeit der Galanteriehändler die Haut zu verfeinern verspricht. Er geht gewis nie aus, ohne sorgfältig den Strahlen der Sonne auszuweichen, so lange die Tyranney der Mode ihm noch nicht erlaubt, auch den Fächer mit dem andern Ge-

schlechte gemein zu haben. Sein Anzug ist gewis stets mit der äusersten Sorgfalt studiert. Die Zeit, die ihm die Geschäfte übrig lassen, gehört allemal ganz für die Anordnung seines Putzes. Er würde gewis drey Nächte nicht schlafen können, wenn einmal ein Frauenzimmer etwas daran zu loben vergäße.

So ist Androgyn. Wenn wir für nichts weiter, als für den Spiegel und die Toilette in der Welt wären, so würde Androgyn eine der ersten Rollen darinnen spielen. Aber zu allem Unglück sind wir auch für das Wohl der Welt geschaffen. Wir sollen andern nützlich seyn, und das kann Androgyn nicht. Er nützet zu weiter nichts, als Frauenzimmern, denen ihre Zeit zur Last ist, auf eine mitleidenswürdige Art davon loszuhelfen. Man schicke ihn ins Kabinet, oder ins Feld, oder auf die Studierstube: er ist überall nichts weiter, als eine Puppe, die man allenfalls zur Schau aufstellen kann. Was für eine sonderbare Figur würde Androgyn nicht im Felde machen? Ich glaube, er stürbe schon vor Verdrus, wenn er nur seine meisterhafte Frisur, die sein gröster Stolz ist, durch einen Hut bedecken sollte. Den Feinden, gegen die er fechten soll, würde ich rathen, ihm nur die Locken einzureissen, um ihn zur Flucht zu nöthigen. Im Kabinete wird er noch eher aushalten können: er überläßt

seine

seine Arbeit andern Händen, und behält sich nur vor, unterdessen einen Roman zu lesen, und von Zeit zu Zeit in seinen Taschenspiegel zu gucken.

In die Studierstube schickt er sich am besten; denn da er hier gar keine Zeugen hat, so kann er nicht besser thun, als daß er aus seinem Pulte eine Toilette macht. Seine Bibliothek wird er nicht ganz vergessen, denn er hat sie in einen Venustempel verwandelt. Sie dient ihm mit zur angenehmen Unterhaltung des Frauenzimmers. Er streicht sich daher in seinen Romanen die süssesten Stellen mit Bleystift an, und lernt sie auswendig, um sie bey Gelegenheit einer Schönen herzubeten.

r
n

n;
er
eine
ganz
mpel
men
sich
mit
bey

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gedanken über verschiedene Gegenstände des menschlichen Lebens

Dresden 1785

Ph.pr. 492
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040586-8
VD18 90528115